



IG
FG

Interessengemeinschaft Fälländer Geschichte

Fälländer Dorfgeschichten



Neujahrsblatt 2011

Gewidmet unserem
langjährigen Mitglied
Willi Maurer

Interessengemeinschaft Fällander Geschichte
© IGFG 2010

Redaktionsteam:

Helene Blass, Martin Friess, Hans Ueli Kaul (Hrsg.), Otto Maurer, Erich Sutter

Unter Mitarbeit von:

Albert Meier, Albert Ochsner, Chris Takken, Peter Wüthrich

Fällander Dorfgeschichten

Erzählt von
Fällanderinnen und Fällandern

Ernst Attinger	4
Paul Blättler	10
Marthi Dunkel	16
Hans Fischer	22
Elsa Gubelmann-Zollinger	34
Klassenfotos	42
Max Maurer.....	44
Willi Maurer	48
Fritz Müller	56
Albert Zollinger	62
Glossar	74
Bildnachweis	75
Quellen, Literatur, Dank	76

Liebe Leserinnen und Leser

Wenige Jahre, nachdem meine letzten Verwandten der vorherigen Generation gestorben waren, begann ich mich zunehmend für die Geschichte meiner Familie zu interessieren. Ich hätte mir alle Haare ausraufen können, dass ich die letzte Gelegenheit, Genaueres über ihr Leben zu erfahren, unwiederbringlich verpasst hatte.

Genau um so etwas zu verhindern, hat unsere Gruppe vor Jahren damit begonnen, Fällanderinnen und Fällander zu befragen. "Oral History" nennt sich diese Methode in der Fachsprache. Das Wissen darum, wie man in unserem Dorf in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts lebte, soll nicht verloren gehen.

So haben wir uns mit Aufnahmegerät und Notizblock mit eher zufällig ausgewählten Frauen und Männern dieser Generation zusammengesetzt und sie erzählen lassen. Entstanden sind reichhaltige Dokumente der Alltagsgeschichte von damals in der Gemeinde Fällanden: lebendige, farbige, persönliche Erinnerungen, die von der "offiziellen Geschichtsschreibung" durchaus abweichen können.

Für dieses Heft haben wir die Erzählungen von der Mundart ins Hochdeutsche übertragen. Es war leider unumgänglich, die Geschichten teilweise zu kürzen – und trotzdem ist ein Heft entstanden, das doppelt so umfangreich ist wie frühere Neujahrsblätter.

Wir hoffen, Sie damit anzuregen, in Ihrem persönlichen Umfeld ebenfalls mit "Oral History" zu beginnen, bevor es zu spät ist.

Im Namen des Redaktionsteams

Handwritten signature of Hans Ueli Kaul in black ink.

Ernst Attinger

2. Juli 1929



Meine Eltern kamen beide aus Winterthur-Töss, wo mein Grossvater väterlicherseits Schmied war und unter anderem die schweren Pferde der Brauerei Haldengut und der Neumühle Töss beschlug und Eisenreifen auf die Wagenräder

aufzog. 1925 kaufte mein Vater die Schmiede in Fällanden und heiratete im gleichen Jahr Anna Häfeli. Der vorherige Besitzer der Schmiede hiess Simon Gassmann. Er starb schon im Alter von 47 Jahren. Sein Sohn Karl war erst 17 und konnte die Schmiede nicht übernehmen, deshalb wurde sie an meinen Vater verkauft.

Schmiede

Wir hatten viel Kontakt zu den Bauern, auch solchen aus Witikon (Ochsner). Regelmässig waren etwa 80 Pferde zu beschlagen. Die Bauern kamen meist unangemeldet, banden ihre Pferde auf dem Vorplatz an und verschwanden im «Kreuz» oder im «Sternen», bis ihr Pferd an der Reihe war.

Im 2. Weltkrieg wurde mein Vater eingezogen als Hufschmied bei der Artillerie. Einmal pro Woche kam sein Bruder mit dem Velo von Winterthur, um die nötigsten Arbeiten in der Schmiede zu erledigen; hatte mein Vater Urlaub, erfüllte er den gleichen Dienst für seinen Bruder.



*Abbildung 1
Ernst Attinger senior (1897–1975) beim Beschlagen
eines Pferdes.*

Wir hatten immer Lehrlinge. Die Mutter machte um sieben Uhr für alle Habermus, dazu gab es Kaffee und Milch.

Huf- und Wagenschmied **Ernst Attinger, Fällanden**

Telephon 95 31 48

Fällanden, den 1. Okt. 43.

Rechnung für Herrn Alb. Zollinger, Landwirt Fällanden

Stickel, Fällanden

'943					
Juli	3	4n. Hufeisen m. 8 Stollenlöcher			13.90
		1 Morclase - Stollen			2.-
				Summa	fr. 15.90

Abbildung 2
Ernst junior schrieb
für seinen Vater die
Rechnungen mit
der Spitzfeder.

Ich half jeweils nach der Schule die Rechnungen zu schreiben, mit der Feder, da wir keine Schreibmaschine hatten. Die Mutter brachte die Rechnungen den Bauern, wenn möglich gleich nach dem Milchzahltag. Trotzdem erhielt sie meist nicht den ganzen Betrag. Oft fragte der Vater, wenn sie abends zurückkam: „Häsch öppis iignaa?“ Die Schuld wurde gestundet – damals schritt man nicht zu Betreibungen – oder, in den Kriegsjahren, in 'schwarzen' Naturalien vergolten, die der Vater dann nachts beim Bauern abholte, mit dem Rucksack. Später ermöglichte Posthalter Schmid es uns, abends nach acht Uhr in der Post grössere Rechnungen auf seiner Maschine zusammenzurechnen.

Um die Kosten für den Camionneur zu sparen, holten wir das Eisen für die Schmiede oft mit dem Velo in Uster oder mit dem Handwagen am Bahnhof Schwerzenbach. Damals war die Strasse noch nicht geteert.

Die Kohle - spezielle, feinkörnige Schmiedekohle - kam aus Deutschland, sie war kontingentiert und

rationiert und musste in Dübendorf abgeholt werden. Mein Vater kaufte jeweils gemeinsam mit dem Dübendorfer Schmied Wuhrmann einen Eisenbahnwagen voll Kohle. Ein Bauer transportierte unseren Anteil mit seinem Brügglwagen nach Fällanden. Aufbewahrt wurde die Kohle in einem Loch vor der Werkstatt. Etwa alle 14 Tage musste die Esse neu aufgefüllt werden.

In der Esse wurde zuerst mit Holz angefeuert, dann Kohle darüber geschüttet und mit dem Blasebalg die Hitze reguliert.

In den Kriegsjahren war die Kohle immer knapp. So waren wir sehr froh, als das Sängglenhölzli gerodet wurde und wir gratis Wurzelstöcke beziehen konnten: auf dem Vorplatz unterhielten wir den ganzen Tag ein grosses Feuer und erhitzen darin etwa 20 Eisenreifen für Räder, welche Wagner Edi Hauser angefertigt hatte.

Einmal pro Jahr mussten wir den Spritzenwagen der Feuerwehr und den Leichenwagen schmieren. Der Leichenwagen stand im *Sprützehüsli* hinter dem

Pfarrhaus, der Spritzenwagen im Keller des alten Schulhauses. Der Leichenwagen wurde jeweilen von Jakob Bachofen gefahren, der ein braves schwarzes Pferd hatte. Die Verstorbenen wurden etwa zwei Tage zuhause aufgebahrt, in einem Sarg mit Fenster. Die Nachricht von einem Todesfall verbreitete sich rasch im Dorf; eine Zeitung gab es nicht. Zum Leichenzug kamen alle zu Fuss, auch von Pfaffhausen und Benglen.

Wohnen und Einkaufen

Das Haus wurde mit Holz geheizt, das Bauer Ruedi Wettstein von Benglen lieferte; der hatte kein Geld und beglich seine Schulden auf diese Weise. Nebenan wohnte Heiri Bodmer (heute Roger Favre), der besass eine Fräse, mit der er die grossen Klatferscheite in kleine Stücke sägen konnte. Da aber niemand einen Starkstrom-Anschluss im Haus hatte,

stellte er die Fräse auf den Vorplatz der Schmiede und ein Arbeiter des EW zapfte für ihn die Freileitung an.

In der Küche gab es anfangs nur einen Holzherd. Das Haus verfügte über ein Plumpsklosett. Boiler und Dusche hatten wir nicht, das Waschwasser wärmten wir auf dem Kochherd. In der Schmiede behelfen sich die Lehrlinge mit einem Metallkübel, in dem sie das Wasser mit einem glühenden Eisen erhitzen.

Ursprünglich war der «Landwirtschaftliche Konsum» direkt neben der Schmiede, später im Haus gegenüber (heute Morgenegg). Der Migroswagen hielt beim Unterdorfbrunnen (beim heutigen Gemeindehaus). Es wurde sehr genau beobachtet, wer dort einkaufte! Die Einheimischen wurden schief angeschaut, wenn sie nicht im Konsum oder im Volg einkauften. Ich erinnere mich, dass ich mit meinen Kameraden oft dem Migros-Verkäufer zuschaute



*Abbildung 3
Wohnhaus mit Schmiede
Ecke Schwerzenbach-/Dübendorfstrasse. Der Teil rechts unter dem Vordach gehörte zum Restaurant «Kreuz». 1970 wurde das Gebäude durch eine Feuersbrunst zerstört, die Brandruine aber erst 12 Jahre später abgerissen!*

und ihn bewunderte, weil der so unglaublich schnell rechnen konnte.

Ich selber ging nie in die Beiz, das sagte mir nichts. Aber mein Vater Jasste gern abends im «Kreuz» mit dem Gemeindeschreiber und dem Dorfpolizisten, und er interessierte sich für Fussball und las am Montag immer die Reportagen in der Zeitung.

Schon mit 17 wurde ich Alarmbläser der Feuerwehr; wenn es irgendwo brannte, läuteten die Glocken, und ich musste mit dem Velo durchs Dorf fahren und mit dem Feuerhorn Alarm blasen.

Schule und Ausbildung

Ich ging acht Jahre zur Schule: zuerst bei Lehrer Hofmann, der war streng und gab noch *Tööpe*, danach zu Lehrer Hans Klöti. Auf der Strasse zwischen dem Schulhaus und der Schmiede konnten wir Buben damals noch Fussball spielen; Autos gab es fast keine, nur manchmal fuhr ein Bauer mit seinem Gefährt vorbei. Weil ich gleich gegenüber der Schule wohnte, konnte ich in der Pause zuhause einen Znüni holen.

Bei Kriegsausbruch stand Emil Wettstein auf der Kreuzung bei der Kirche und blies die Trompete. Danach verlas Gemeindeschreiber Spillmann die Anordnungen der Regierung zur Mobilmachung.

Nach acht Jahren Primarschule ging ich für ein Jahr ins Welschland. Anschliessend machte ich eine Lehre bei meinem Vater als Huf- und Wagenschmied. Bald merkte ich aber, dass mir das Sanitärengewerbe viel besser gefiel. Der Umgang mit Wasser, Rohren

und Apparaten faszinierte mich und machte mir mehr Freude als das Schmiedehandwerk. So absolvierte ich eine Zusatzlehre bei Sutterlüti. Mein Stundenlohn betrug anfänglich Fr 2.30.

1960 übernahm ich die Schmiede. Meine Mutter war schon gestorben, mein Vater hatte wieder geheiratet und arbeitete in beschränktem Umfang weiter als Schmied. Ich selber hatte kaum mehr Zeit, mich um die Schmiede zu kümmern.



Abbildung 4
Ernst Attinger beim Bau der Wasserleitung (ø 600 mm)
Dübendorf–Schwerzenbach

Ab 1965 machte ich fast nur noch Wasserleitungen, im Auftrag der Gemeinde: in den neuen Siedlungsgebieten Benglen und Sängglen und auch die grosse Transportleitung von Dübendorf nach Schwerzenbach. Baufirmen zogen die Gräben, ich verlegte die Rohre - eine anstrengende Drecksarbeit. Angestellte hatte ich keine, ich arbeitete immer mit Arbeitern der Baufirmen.

42 Jahre lang war ich für die Wasserversorgung tätig. Als Brunnenmeister kannte ich das ganze Wasserleitungs-System der Gemeinde und der Umgebung wie kein anderer. Oft hatte ich im Archiv Pläne studiert um genau Bescheid zu wissen, in welchen Gräben ausser den Wasserrohren noch andere Leitungen verlegt waren; solche Gräben mussten im Falle eines Lecks besonders sorgfältig geöffnet werden. Ich war praktisch Tag und Nacht auf Pikett, hatte die Schlüssel zu allen Zentralen der Gruppe Glattal (Dübendorf, Schwerzenbach, Volketswil, Fällanden). Oft musste ich auch nachts mit dem Hörrohr nach Lecks suchen – ein gefährliches Unterfangen wegen der verrückten Autofahrer – oder die Feuerwehr und die Polizei aufbieten, damit es nicht zu grösseren Schäden oder Unfällen kam.

Ich war auch zuständig für die Qualitätskontrollen des Trinkwassers: ich musste regelmässig Wasserproben entnehmen und dem kantonalen Labor liefern. Dazu musste ich das Wasser zunächst 15 min. laufen lassen und es unter sterilen Bedingungen abfüllen.

Streiche

Fritz Hauser besass ein Flobertgewehr. Mein Freund Walter Bachmann - der war ein rechter Lausbub - und ich durften es benutzen und schossen damit auf Bäume. Ein Nachbar sah das und beklagte sich bei meinen Eltern. Meine Mutter wollte das Gewehr loshaben. Aber ich hatte noch Bleikugeln und wollte die verschiessen. Ich sah Vögel auf dem Kirchengiebel sitzen und zielte auf sie, aber sie flogen weg. Da schoss ich auf die Kugel zuoberst auf dem Kirchturm und traf sie! Hans Weidmann, der war ein Jahr jünger als ich, hatte es gesehen und verpetzte mich. Jean Wegmann, der die Kugel gestiftet hatte, war sehr wütend: es seien Dokumente in der Kugel, die würden nun zerstört, wenn der Regen durch das Schussloch eindringen könne! Es gab eine Riesenaufregung. Heinrich Bereuter, der in Hegnau ein Baugeschäft hatte, erstellte eine Plattform auf dem Dachstuhl der Kirche und darauf ein Gerüst bis zur Turmspitze. Der Dachdecker sah dann aber, dass der vermeintliche Durchschuss gar keiner war, es hatte nur eine kleine Beule in der Kugel und die Vergoldung war abgesplittert. Das Gerüst kostete Fr. 400, das Vergolden Fr. 25, beides wurde von der Haftpflichtversicherung meiner Eltern übernommen. Meine Eltern haben es relativ gelassen genommen, aber mein Vater beklagte sich, dass er schon bald keine Lust mehr habe, jassen zu gehen, weil er im Wirtshaus ständig *aazündt* werde wegen dieser Geschichte.

Jean Bachmann, der Bruder von Walter, züchtete Bienen. Walter und ich holten für ihn in Schwerzenbach einen 100kg-Sack Zucker ab, mit dem Handwagen. Da kamen wir auf die Idee, etwas davon für uns abzuzweigen – Zucker war eine Seltenheit im

Krieg! Wir füllten ein paar Papiersäcke mit Zucker und versteckten sie zuerst in den Schützengräben an der Glatt. Nachdem wir den grossen Sack abgeliefert hatten, holten wir unsere Beute und versteckten sie auf den Balken im Keller des Schulhauses, wo auch das Eisen für die Schmiede eingelagert

war. Walters Bruder merkte aber etwas, wog den gelieferten Sack nach und sah, dass er nicht 100kg enthielt. Er stellte Walter zur Rede und der musste alles gestehen – aber unterdessen hatten wir schon den grössten Teil des Zuckers gegessen.



Abbildung 5

Uusschmidete am 26. März 1982. Ernst Attinger junior steht zum letzten Mal an der Esse und am Amboss, bevor das Gebäude (Brandruine) abgerissen wird.

Paul Blättler

13. Februar 1930



Ich kam am 13. Februar 1930 in Dübendorf an der Storchengasse, im so genannten Entbindungs-Heim zur Welt.

Mein Vater, Ferdinand Blättler, wurde 1903 in Fällanden geboren, in einem alten Flarzhaus

neben dem Restaurant Kreuz (Abbildung 24). Er war das zweitjüngste Kind von Gottfried und Emma Blättler-Anliker. Nach ihm kam Emma als jüngstes. Sie war meine Gotte. Mein Vater starb am 15. Mai 2000.

Seine Lehrzeit absolvierte mein Vater als Mechaniker in der Dübendorfer Firma Continental, Schweissanlagen. Anschliessend arbeitete er während eines Jahres in Cham als Maschinenmechaniker bei seinem Bruder, der Meister war in einer der grössten Molkeereien der Schweiz. Dann kehrte er zurück in die Firma Continental. Sein Verdienst war bescheiden. Noch erinnere ich mich, wie ich beim ersten Zahltag sagte: „Jetzt ist mein Lohn als junger Bursche grösser als der deinige!“ Er verdiente pro Stunde 2.80 Fr., ich 2.90 Fr. Dabei war er ein Tüft-

ler, der stets daran arbeitete, die Schweissanlagen weiter zu entwickeln. Sein Meister, Emil Pfister, machte sich dies zu nutze, indem er alle Verdienste in die eigene Tasche steckte. Mein Vater jedoch ging leer aus.

Während meiner Lehrzeit kaufte er eine Drehbank, die wir heute noch besitzen, und machte sich selbständig. Darauf drehte er Motorenspindeln, schnitt Gewinde und anderes. So schaffte er sich sein Einkommen, allerdings ohne eigentlichen Erfolg. Er war schlicht kein Geschäftsmann. Dann kehrte er zurück in seinen angestammten Beruf und arbeitete mit seinen Erfindergaben bei Endress in Horgen, der Konkurrentin von Continental, bis ihn



*Abbildung 6
Im Geburtsjahr von Paul liess sein Vater das Haus an der Dübendorfstrasse 5 erbauen.*

diese zurückholte und ihn endlich entsprechend seiner Leistungen entlöhnte. Immerhin konnte er so viel sparen, dass ihm 1930 der Bau unserer heutigen Liegenschaft möglich wurde.

In späteren Jahren baute ich das Gebäude um und erweiterte die Werkstatt, den Anforderungen entsprechend, beispielsweise mit einem Werkstattlift.

Velohandlung

Da sein Verdienst bescheiden war, fing mein Vater nebenbei, abends, mit dem Velohandel an. In Vaters Werkstatt kostete 1930 ein Velo ungefähr 40 Fr. Nach dem zweiten Weltkrieg, um 1947, stieg der Preis rasch auf 90 Fr. Als Bub fuhr ich mit dem Fahrrad und dem Rucksack nach Zürich in die Engros-Handlungen für Velos, um gemäss Mutters Auftragsliste einzukaufen. Unter anderem erstand ich so Bremsklötze zu 35 Rp., die wir dann für 70 Rp. verkauften.

Fällanden, ohne jeglichen öffentlichen Verkehr, war damals ein Dorf mit einer Menge von Velofahrern. Mein Vater verkaufte Velos in Fällanden, Maur, Ebmatingen und Binz – dort hatten wir viele Kunden – und Schwerzenbach. Die nächsten Velo-Geschäfte waren in Wallisellen, Dübendorf und Uster.

Frau Attinger hatte einen Garten, dort wo heute noch die Schrebergärten sind. Mein Vater sah sie immer vorbeigehen mit einem Leiterwägel. Da sagte er zu ihr: „Du würdest auch besser ein Velo kaufen!“, was sie dann auch tat. Meine Mutter brachte ihr das Velofahren bei und wir halfen stützen und festhalten, bis sie selber fahren konnte. Sie lernte es gut, obwohl sie damals schon eine alte Frau war.

Ferd. Blättler

FÄLLANDEN

Velos - Bestandteile - Gummi

Telephon 95 32 06

M. *Margrit. Badtjen*

Le *7 Dec* 19

	Fr.	Cts.
<i>1 Beladung</i>		
<i>Lucifer</i>		<i>25</i>

Betrag dankend erhalten *Ferd. Blättler*

Abbildung 7
Rechnung für eine Lucifer-Velobeleuchtung.

Mein Vater machte auch das Doppel-Velo für den blinden Werner Wegmann (siehe auch Seite 71): zwei Damenvelos nebeneinander, verbunden mit einer Stange, und hinten eine grosse Kiste darauf. Wegmann hausierte mit Seife, zusammen mit seiner Frau. Wir Buben bettelten ihm immer Steinfels-Seifenkistchen ab, weil auf denen ein Indianerkopf ein-

gebrannt war. Wir staunten, wie Wegmann dann in seinen Korb griff und die richtigen Kistchen sofort fand, nur mit Abtasten!

Pfarrer Christian Graf, ein eifriger Radler, kam eines Abends mit seinem alten Velo bei uns vorbei, um die Kette wechseln zu lassen. Nebenbei bemerkte er in seinem unverwechselbaren Schwäbisch: „*Na, Ferdinand, i see di nie in der Kirch.*“ Worauf Vater erwiderte, allein einer neuen Kette wegen ginge er gewiss nicht in die Kirche. Hingegen würde sich beim Kauf eines neuen Fahrrades wohl ein Kirchenbesuch bezahlt machen. Tatsächlich kam es zum Geschäft, und *Maiglöggli*, sein Spitzname, ging glücklich mit neuem Fahrrad nach Hause. Als Stifter der kleinsten Glocke soll Pfarrer Graf anlässlich des Glockenaufzuges 1933 ausgerufen haben: „*Des is mai Glöggle!*“

Die Schweiz per Velo

Hans aus Dübendorf und ich waren unzertrennlich und stets mit den Velos unterwegs. Mein Kamerad war Bäckergehilfe, und somit hatte er um vier Uhr nachmittags Feierabend. Pünktlich wartete ich auf ihn vor der Bäckerei, wo mich der Meister mit den Worten begrüßte: „*So, wartisch uf de Hans?*“ Konnte im Laden nicht alles an die Kundschaft verkauft werden, bekamen wir zwei bis drei Schachteln Patisserie mit auf den Weg. So fuhren wir los. Auf die Rigi, ins Bündnerland. Mit Hans zusammen überquerte ich alle Schweizerpässe auf dem Velo, das schon mit Übersetzungen ausgerüstet war.

Kriegsjahre

Während des zweiten Weltkriegs gruben die Eltern den Rasen um und säten Mohn an. Die Kapseln wurden in der Winde getrocknet und die Mohnsamen in einer Ölmühle in Grüningen gepresst. Das ergab etwa 5 Liter Öl. Das war sehr wertvoll für uns. Meine Familie war in dieser Zeit in einer bevorzugten Lage. Von der Bäckerei Schwegler, aus der meine Mutter stammte, kam das Brot. Der alte Metzger Maurer war grosszügig und dann und wann wurde in unserer Waschküche hinter verdunkelten Fenstern ein bei einem Bauern gekauftes Jungschwein oder Kälbchen geschlachtet.

In unserer Velohandlung verkauften wir Velopneus, die aber nur schwer zu bekommen waren. So buk meine Mutter eine feine Torte und fuhr damit ins Kriegswirtschaftsamt nach Zürich. Ihre Nachfrage und Bitte um ein Kontingent Velopneus war erfolgreich: wir wurden reichlicher ausgestattet als der grosse Fachhändler Gschwend, so dass wir nun mehr als genug besaßen. Daraus ergab sich die Abmachung, dass wir von da an für Gschwend die Velopneus besorgten und ihm dann zu günstigen Konditionen weiterlieferten. Vater entwickelte eine Form, mit der wir gebrauchte Pneus aufgummieren konnten. Dazu aber war Rohgummi erforderlich. Woher nehmen? Erneut fuhr Mutter mit einer Torte nach Zürich und erhandelte sich ein Kontingent Rohgummi, das in Altdorf UR bei einem Rohstoffhändler beschafft werden konnte. In der Folge fuhr ich mit Velo und Anhänger zu allen Velohändlern der Umgebung bis hinauf nach Grüningen und holte verbrauchte Pneus ab. Nach Schulschluss gummierte ich täglich Pneus auf.

Unangemeldet tauchten Mitarbeiter des Kriegswirtschaftsamtes auf, die sehen wollten, wie wir das Aufgummieren bewerkstelligten. Ohne Verzug und stolz zeigte ich mein Handwerk. Schliesslich meinte einer: „So geht das aber nicht weiter. Du musst mehr Milch trinken.“ Tatsächlich erhielten wir fortan zusätzliche Milchmarken. Der Grund dafür waren die Abgase aus den Gummidämpfern, die meine Gesundheit beeinträchtigen mochten. Milch sollte mich stärken. Auf diese Weise erhielt meine Familie mehr als genug von diesem für andere Familien streng rationierten Lebensmittel. Die Bauern hatten die Milch unter Kontrolle abzuliefern, um so eine geregelte Verteilung an die Bevölkerung gewährleisten zu können.

Einmal erschien ein Polizist mit einem defekten Fahrrad. Mutter bat ihn ins Haus, setzte ihm etwas zu trinken vor und meinte, ich würde bald von der Schule heimkehren und das Rad wieder in Stand stellen. Unvermittelt sagte der Gast, er habe Hunger. Darauf holte Mutter aus der Vorratskammer einen kleinen Rest Schinken am Knochen, der allerdings schon lange gelagert und voll von Maden war. Ohne zu zögern schabte der Mann die Maden mit dem Messer ab, freute sich über den Leckerbissen und meinte, so etwas Feines hätte er schon lange nicht mehr genossen. Nun wollte Meier, so hiess der Ordnungshüter, eine Gegenleistung erbringen. Von da an erschien er immer wieder und brachte Gemüse aus seinem grossen Garten. Oft war Blumenkohl dabei. Bald hiess der Polizist in unserer Familie nur mehr Blumenkohl-Meier.

Während des Krieges wurde immer wieder einmal Fliegeralarm gegeben. Anstatt im Schulhauskeller Schutz zu suchen, rannten wir los, die Bergstrasse hoch. Von dort hatten wir Weitsicht und schauten

einmal zu, wie ein Flugzeug im Greifensee versank. Bei einem anderen Überflug bemerkten wir, wie unsere Hühner vor Schreck ob des Motorenlärms tatsächlich Eier ohne Schalen fahren liessen.

Wir waren oben beim Schützenhaus, als einer aus einem herandonnernden Flugzeug sprang, am Fallschirm herunter schwebte und endlich oben in einer Baumkrone des nahen Waldes hängen blieb. Schnell holten wir im nächsten Bauernhaus eine Leiter und stellten sie an den Baum. Bachmann Walti erstieg sie, zog den Soldaten zu sich hin, schnitt den Fallschirm los, so dass der nun etwas freier in seinen Bewegungen dem Burschen auf die Schultern stehen konnte. Langsam stiegen die beiden dann von der Leiter. Kaum hatte der Fremde Boden unter den Füßen, fiel er bewusstlos zusammen. Der erlebte Schreck war wohl die Ursache. Später führten wir ihn zum nahen Bauernhaus, wo bald die Ortswehr erschien. Der alte Robmann war Chef und führte den Fremden zu sich nach Hause. Dort wurde er später von Militärpersonen abgeholt. Ein zweiter, der sich mit dem Sprung aus dem Flugzeug zu retten versuchte, schaffte es nicht mehr frühzeitig genug, den Fallschirm zu öffnen. Er stürzte hinter dem Gasthaus Sternen in den Garten der Familie Rub und war beim Aufprall auf die Metallstangen des Hühnerhofes sofort tot. Als wir Buben den Mühlerain abwärts rennend vor Ort anlangten, waren Erwachsene dabei, den Verunglückten mit dem Fallschirm zuzudecken. Unterdessen war das von Schüssen getroffene Flugzeug im See aufgeprallt. Mit anderen war mein Onkel Ernst zum Ufer geeilt, um allenfalls Hilfe zu leisten. Er schwamm hinaus Richtung Wrack und es gelang ihm tatsächlich, ein Besatzungsmitglied an Land zu bringen. Der übrigen Mannschaft wurde das Flugzeug zum Sarg.

Ein weiteres Flugzeug musste notlanden und dessen Mannschaft sprang über unserem Dorf ab. Wir sahen zwei Fallschirme in der *Bollenrüti* niedergehen. Auf Bubenbeinen rannten wir los. Und dann erhielten wir Taschenmesser, Schwimmwesten, Kaugummi; alles Mögliche wurde an uns Kinder verteilt. Bald darauf erschien einmal mehr der Ortswehrchef Robmann und beschlagnahmte das soeben erhaltene Gut. In der Zwischenzeit flog der Bomber ohne Mannschaft in vorgegebenem Sinkflug Richtung Brüttisellen, bis er von einem zuvor eingeschalteten Zeitzünder gesprengt wurde. Einer der Motoren stürzte zwei Meter neben einem Kinderwagen zur Erde – und niemand wurde verletzt!

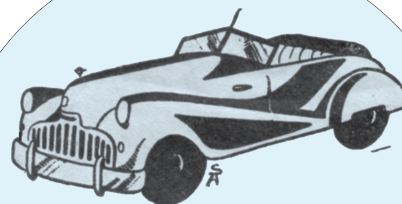
Der Ortswehr gehörten die ehemals militärdienstpflichtigen ebenso wie die dienstuntauglichen Männer des Dorfes an. Sie waren unbewaffnet und lediglich durch eine Armbinde gekennzeichnet. Es ging die Rede von Angehörigen von Flugzeugmannschaften der Alliierten, die nach ihrem Bombenabwurf in Deutschland absichtlich den Flugplatz Dübendorf anflogen, sozusagen als sicheren Landeort. Hier wären notwendige Reparaturen erfolgt und die Flugzeuge hätten später die Schweiz wieder verlassen. Es habe sogar einzelne gegeben, die mehrmals auf diese Weise Erholung vom Kriegsgeschehen gesucht hätten.

Nach dem Krieg wurden teilweise amerikanische Autos zu Traktoren umgebaut. In Fällanden hatte nur Jean Hotz einen solchen Traktor. Auch Fritz Müller besass einen kleinen Traktor. Wenn er damit durchs Dorf fuhr, hängten sich die Buben oft an, und weil der Traktor zu schwach war, blieb er stecken. Fritz Müller war viel zu lieb, um mit den Buben zu schimpfen: er stieg ab und bat sie nur inständig, ihn doch weiterfahren zu lassen.

Ausbildung

Ich bin gelernter Mechaniker. Hier ist mein Lehrvertrag, ausgestellt von der Firma Benz in Dübendorf, wo Kaffeemühlen, Metzgereimaschinen, Kaffeeröster hergestellt wurden – wenn es irgendwo nach Kaffeerösterei duftet, muss ich heute noch hineinschauen! Im Zahntagssäcklein erhielt ich jeden Monat 50 Fr. Damals war die Ausbildung viel umfassender als heute, mussten doch bei Reparaturen von mechanischen Geräten viele Teile und Rohlinge an der Drehbank durch Drehen, Fräsen, Bohren bearbeitet und angepasst werden. Alles was ich später als Automechaniker können musste, erlernte ich sozusagen auf eigene Faust.

Meine erste Stelle fand ich in einer Büromöbelfabrik, dann arbeitete ich in der Waschmaschinenfabrik Wallisellen und anschliessend bei der MBA in Dübendorf (Baumaschinen und Baubedarf). Dort wurde ich als 22jähriger *Pürschtel* schon Vorarbeiter. Später leitete ich die Garagenabteilung bei Pfander.



P. Blättler
Auto-Reparaturwerkstätte

Fällanden
Telephon (051) 95 32 06

Selbständigkeit

Als mein Sohn Paul zur Welt kam, war der Zeitpunkt gekommen, mich selbständig zu machen. 14 Tage später kam ich heim – meine Frau war gerade am Windeln aufhängen – und sagte: „So, ich habe gekündigt, jetzt arbeite ich für mich.“ Es war schon riskant, ich hatte gerade mal 400 Fr. im Sack. Das war zwar eine rechte Summe damals.

Ich hatte einen Bekannten bei der Armaturenfabrik ARWA, von dem bekam ich den ersten Auftrag: gegossene Rosetten blank drehen, damit sie verchromt werden können. Meine Frau hat mir immer viel geholfen!

Schon früher hatte ich abends für Kollegen Velos geflickt und neue Speichen eingesetzt sowie Autos repariert. Und den Bauern elektrifizierte ich ihre Anhänger, die neu mit Blinker und Rücklicht ausgestattet sein mussten.

1958 war der Velohandel am Boden, alle wollten nur noch Autos – heute hat man meist ein Auto und ein Velo. Also gab ich auf. Lediglich als Lückenfüller zogen Trudi und ich für einen Grosshändler in über tausend Veloräder serienweise Speichen auf, um ein paar zusätzliche Franken zu verdienen. Unser Haupteinkommen waren die Auto-Reparaturen.

Da erhielt ich die Vertretung für Austin. Ich habe so viele Minis verkauft, dass in der AMAG alle nur noch riefen: „Da chunnt de Mini-Blättler“, wenn ich dort Ersatzteile holte. Als aber die Firma Austin in Schieflage geriet, kündigte mir der Importeur Emil Frey und erzählte erst noch herum, ich sei unfähig. Frau Blättler ergänzt: „Für mich war das, wie wenn ein Mensch gestorben wäre.“ Zum Glück bekam ich dann die Vertretung für Mitsubishi und Suzuki.



Abbildung 8

Als Bursche pedelte Paul Blättler mit dem Velo durch die Schweiz; heute flitzt er – unterstützt von modernster Elektronik – in Begleitung von Robi auf seinem Segway Zweirad durch die Gegend.

Marthi Dunkel

9. Juni 1919



Meine Mutter, Elisabeth Riediker, kam von Rorbas nach Fällanden, um im Restaurant Kreuz zu arbeiten. Dort lernte sie meinen Vater, Johann Dunkel, kennen. Später nahm sie in einer Bäckerei in Erlenbach eine Haushaltstelle an. Sie verdiente

20 Fr., später 25 Fr. im Monat. Mein Vater musste somit sechs Jahre bis zur Heirat dorthin z'*Liecht* gehen. Die Aussteuer der Mutter wurde auf einem Brückenwagen nach Fällanden transportiert. Es war auch ein Kinderbettli dabei und die Leute munkelten umgehend: „Aha, da pressirts!“ Das war aber nicht der Fall.

Mein Grossvater, der von Merishausen SH kam, war Knecht bei Familie Hotz im Pfaffenstein. Er heiratete eine Tochter von der *Oberen Halde*, meine Grossmutter, eine geborene Meili.

Hof Obere Halde

Wir hatten vier, fünf Kühe und dazu noch etwa ein Rindli. Meine Eltern bewirtschafteten alles Land an der Halde rings um den Hof. Vor der Güterzusammenlegung gehörte eine ebene Parzelle in Richtung Rorbach unseren Nachbarn, den Augsburgers. Im Ried hatten wir etwas Streuland unterhalb des Hofes von Albert Neher Richtung See. Nach der Obsternte kam jeweils das Schneiden des Riedgrases. Ab und zu bei schlechtem Herbstwetter mussten wir das Streugut aus dem feuchten Ried retten. Mit zwei Kühen wurde *gfuerwèrchet* und dabei war der Umweg übers Dorf und dann die Bergstrasse hoch

Abbildung 9
Familie Dunkel vor ihrem Haus in der
Oberen Halde, um 1925. Zwischen den
*Eltern sind die Kinder Jean (*1908),*
*Albert (*1912) und Marthi (*1919).*
Beachtenswert ist die mehr als 10 m
lange Leiter an der Hauswand, zum
Besteigen grosser Birnbäume.
Das 1822 erbaute Wohnhaus wurde
2006 durch einen Neubau ersetzt.



zur Halde unumgänglich. Wir Kinder mussten nach allen Kräften überall mithelfen.

Wohnen – drei Generationen unter einem Dach!

Als Bruder Albert heiratete, brachte er seine Frau ins Haus, das jedoch nur zwei Schlafzimmer hatte. Als sich Kinder einstellten, schliefen diese wie auch ich im Zimmer meiner Eltern, das durch Kästen unterteilt wurde, während die jungen Eheleute das andere Schlafzimmer bewohnten. Für die grösser werdenden Buben richteten wir Schlafstellen im Schopf ein. Wir lebten, wie die meisten Leute, recht einfach. Eine Heizung zum Beispiel gab es nur in der Stube. Aber natürlich war die Küche jahrein jahraus immer warm vom Kochen in der Herdstelle.

Wald und Mülibächli

Wir besaßen ein Stück Wald in der so genannten *Chänglete* ganz draussen im Tobel des Rorbaches. Damals waren noch die *Chängel* in Betrieb, die das Wasser des Rorbaches entlang der Halde zur Mühle und Sägerei Ächerli im Oberdorf führten. Diese Wasserfuhre musste immer wieder geputzt werden. Dabei gab es undichte Stellen. So kam es vor, dass Hang abwärts auf unserem Land im Winter Wasserlachen zu Eisflächen erstarrten, auf denen wir Schlittschuh laufen konnten.

Schule

Im alten Schulhaus waren im oberen Stock die erste bis vierte, unten die fünfte bis achte Klasse untergebracht, aber dort hatte es weniger Kinder, weil einige nach der sechsten Klasse nach Dübendorf in die Sekundarschule gingen.

Im ersten Stock war auch das Nähschulzimmer. Da standen lange Bänke, wenn unten eine anfang zu lachen, dann lachten bald auch die am oberen Ende, ohne zu wissen warum. Wir machten natürlich auch Streiche: wir füllten zum Beispiel den Fingerhut mit Wasser und gossen es im Vorbeigehen einer Mitschülerin in den Kragen, so dass sie kreischte. Ich musste auch einmal vor die Tür deswegen. Die Lehrerin hiess Elisabeth Graf, sie war die Tochter des Pfarrers. Ich hatte sie gern, aber viele sagten, sie sei eine Hexe – man musste halt etwas fleissig sein bei ihr.

Die ersten vier Klassen wurden von Lehrer Hofmann unterrichtet, die oberen von Lehrer Bräm, der wechselte dann aber nach Wald. Dann gab es viel Wechsel, und einmal hatten wir einen Lehrer, der hiess Samuel Schneider. Eine Schülerin aus der Benglen machte folgenden Vers auf ihn:

*Euse Lehrer Samuel
dä hät en lange Hals.
Er chan en träie wie n er will
So gseht er doch nöd alls.*

Bei Bräm mussten wir mal ein Löwenzahnblatt zeichnen, das wollte mir einfach nicht gelingen. Da habe ich das Blatt aufs Papier gelegt und bin mit dem Stift nachgefahren. Als Bräm das merkte, gab er mir links und rechts eine Ohrfeige. So war das halt. Damals fand der Unterricht im oberen Stock der Fabrik statt (heute Velo Schaufelberger), weil im Schulhaus Militär einquartiert war.

Zur Schule ging ich zu Fuss, im Winter manchmal mit dem Schlitten. Ein Velo erhielt ich erst später.

Arbeit

Während des Krieges war mein Bruder oft im Militärdienst, was für mich viel Mehrarbeit in Haus und Hof bedeutete.

Nach meiner Konfirmation (1936) fragte mich Frau Maurer von der Metzgerei im «Kreuz», ob ich sie nicht begleiten würde zu der Kundschaft. Ihr Mann war eben auch im Dienst. Ich willigte ein. Daraus wurde dann eine feste Abmachung. Plötzlich war ich während der ganzen Woche im «Kreuz» tätig, von morgens bis abends acht. Ich reinigte die Metzgerei, besuchte die Kunden. Oft fuhr ich mit Walter Hafner im Lieferwagen in die weitere Umgebung bis hinauf zur Forch, um Fleisch und Würste zu liefern. Ab und zu stellte ich mich in die Küche und bereitete *Läberli* für hungrige Gäste.

Neben der Mitarbeit in der Metzger servierte ich an den freien Wochenenden bei schönem Wetter im alkoholfreien Restaurant «Im Rohr». Morgens um acht ging ich jeweils Frau Friedli zur Hand, die in der Küche zum Rechten schaute, während ich im Saal die Gäste bediente. Es herrschte oft reger Andrang von hungrigen Wanderern aus Zürich. Ganze Familien wollten bedient werden. Damals waren grosse Flaschen in Gebrauch, mit denen wir alkoholfreie Getränke ausschenkten, AGIS hiess es.

So vergingen die Jahre, bis mich Schwester Käthi, die spätere Frau Wiederkehr, fragte, ob ich allenfalls Interesse hätte, eine neue Arbeit anzunehmen. Es werde eine Hauspflegerin gesucht. Für mich bedeutete dies, dass ich nicht mehr bei allem Wetter per Velo auf Kundschaft gehen und Bestellungen aufnehmen musste, um anderntags per Auto liefern zu können. Also willigte ich ein und



Abbildung 10
Marthi Dunkel in der Metzgerei Maurer, um 1950. Das Verkaufslokal von knapp 15 m² Grösse befand sich links neben der Eingangstreppe zum Restaurant Kreuz.

begann meine Mitarbeit in der Hauspflege. Ich ver-
gesse nie mein Erstaunen, als mir bewusst wurde,
dass ich nun für diesen Dienst beinahe doppelt so
viel Lohn erhielt wie bisher. Ich betreute vor allem
ältere und pflegebedürftige Leute, wobei ich deren
Wohnung in Ordnung halten musste. Ich machte
dies gerne und ich glaube, meine Arbeit wurde ge-
schätzt nach dem Motto: *Wänns Hüsli putzt isch,
isch au d'Mueter wider gsund.*

Auf dem Bauernhof

Metzgete

Das Essen war viel einfacher als heute. Die Auswahl
war niemals so gross. Einfach Kartoffeln, sie waren
die Hauptspeise. Und wenn man schlachtete, muss-
te das gewonnene Fleisch fürs ganze folgende Jahr
reichen. Es gab nur anschliessend an den Schlacht-
tag Kotelett, sonst fehlten Koteletts das ganze Jahr
über auf dem Tisch.

Wir haben nicht selber geschlachtet, es kam stets
ein *Stöörmetzger*. Erst war dies Reinhard Weber,
später Walti Hafner, ein Mitarbeiter der Metzgerei
Maurer im Dorf. Dann wurde ein Schwein ge-
schlachtet, draussen im *Wöschhüüsli*. Mein Bruder
war nun für die Vorbereitungen besorgt, nachdem
Grossvater und Vater nicht mehr lebten. Unter dem
grossen Kupferhafen, der in früheren Jahren auch
dazu diente Schnaps zu brennen, wurde Feuer ge-
macht und wohl an die 150 Liter Wasser zum Sie-
den gebracht. Noch sehe ich's kochen und *strodle*.
Unterdessen war das Schwein erschossen und so-
fort gestochen worden, um das Blut des Tieres zu
gewinnen. Anschliessend warf man die Sau in einen
Holzbottich, einen Zuber. Der Metzger streute eine

Art Harz darüber, goss siedend heisses Wasser über
den leblosen Körper und begann mit einem speziel-
len Werkzeug die Borsten abzuschaben. Schliesslich
entfernte er mit einem scharfen Messer die letzten
Borsten und Haare, *er hät g'rasiert*. Mit Hilfe eines
grossen Brettes zog und hob man das Schlacht-
tier aus dem Bottich und hängte es rücklings an den
Hinterbeinen mit Fleischerhaken an eine aufgerich-
tete Leiter. Nun folgte der sorgfältige Schnitt mitten
durch den Vorderkörper. So wurden vorsichtig die
Eingeweide freigelegt, nach und nach alles Fleisch
zerlegt und endlich jeder verzehrbare Teil für sich
aufbereitet.

Das meiste wurde *iigsalze* und dann geräuchert und
so haltbar gemacht. Einige Stücke wurden in Asche
gelegt, um Wurmbildung zu verhindern. Geräuchert
wurde in der Küche, im Kamin oben, zu oberst
gab's eine so genannte Rauchkammer.

Die Innereien mussten sofort verwertet werden: Die
Leber ass man zuerst. Aus dem frischen Blut und
feinen Zutaten wurden am Schlachttag Blut- und
Leberwürste hergestellt. Das war immer ein Fest-
mahl! Man reichte auch einiges weiter an die Nach-
barn, ja, verschenkte es und die Nachbarn hielten es
ebenso an ihrem Schlachttag. Leber- und Blutwürste
konnten ja nur kurze Zeit aufbewahrt werden,
nichts sollte verderben.

Rinder wurden damals nur gehalten, um junges
Vieh heranzuzüchten. Lediglich Schweine wurden
auf dem Hof zu Fleisch verarbeitet. Die Kälber wur-
den immer wieder verkauft. Sie waren zu kostbar,
um im eigenen Haushalt verbraucht zu werden. Der
Verkauf eines Kalbes gehörte zum raren Verdienst
der Bauern.

Sterilisieren

Die Kartoffelernte fiel unterschiedlich aus. Ab und zu hatten wir ein wenig *Misääre*. Je nachdem war das Wetter schuld oder dann hatten wir nicht die richtige Auswahl an Saatgut.

Im Garten hatten wir reichlich Bohnen. Ebenso ein wenig *Chabis und Wirz* und *Obecholrèèbli*.

Die Bohnen wurden sterilisiert in *Zweiliter-Weck-gleser*. Die besass meine Mutter. Vier solche Gläser wurden jeweils mit Bohnen gefüllt. In einen grossen Kupferhafen, der mit seinem unteren Teil tief in die Herdgrube reichte, wurden diese vier Gläser gestellt. Zuvor legte Mutter eine die Gläser schützende Einlage auf den Boden des Kupferhafens. Dann füllte sie Wasser ein und brachte dieses zum Kochen. Ich glaube, drei Viertelstunden mussten die Gläser im siedenden Wasser stehen. Dann liess man sie erkalten im Kupferhafen drin, bis sie herausgehoben werden konnten. Bei manchen war der Sterilisierungsprozess gelungen, bei manchen war im Verschluss eine undichte Stelle zu entdecken. Deren Inhalt musste Mutter halt in den folgenden Tagen auf den Tisch bringen. Er konnte nicht ein zweites Mal sterilisiert werden.

Most und Schnaps

Beim Mosten mussten wir alles von Hand machen. Wir leerten die geernteten Äpfel und Birnen in den grossen Trichter des Mahlwerkes, dessen Messer die Früchte zerkleinerten. Anschliessend rutschte die zerstückelte Ware in das darunter befindliche Trottbett. Jemand besorgte auf dem Trottbett die gleichmässige Verteilung, damit möglichst viel Pressgut Platz fand. Dann wurden vier Bretter als Deckel darüber gelegt. Mit vier Balken wurde der Deckel verstärkt, um den Druck der zentral geführten Spindel

möglichst gleichmässig zu verteilen. Endlich konnte mit dem Pressen begonnen werden. Da mussten mehrere miteinander an der Spindel drehen, bis die Kräfte nicht mehr reichten, den Spindelkopf weiter zu senken.

Mit der Tanse auf dem Rücken bestieg man die angestellte Leiter und leerte den Most ins Fass. Wir besaßen ein grosses Fass mit 1800 Litern Inhalt. Man musste am Türrahmen ein Stück Holz wegschlagen, um das Fass in den Kellerraum zu schaffen. Unten war ein Loch, das Vater jedes Jahr mit so genannter *Tüürlistriichi* sowie einem Fassverschluss und einem Eisenstab als Gegenzug und zwei Flügelschrauben dicht verschloss. *Tüürlistriichi* half das Mostfass abzudichten. Ich weiss nicht, woraus die *Tüürlistriichi* bestand, sie wurde fertig gekauft.

S Trääsch leerten wir in einen speziellen Tank, um es dort vergären zu lassen, bevor später daraus Schnaps gebrannt wurde. Das machte der Störbrenner mit seiner fahrbaren Schnapsbrennerei.

Zigerli

Was nun noch übrig blieb vom Trester, war beinahe trocken. Statt diesen Abfall wegzuerwerfen, stopfte man ihn portionenweise in ein röhrenartiges Gefäss, zu mieten bei Bachofen Jean oberhalb des Restaurants Sternen, und gab ihm damit eine feste Form. Die etwa 20 cm langen zylinderförmigen Tresterstücke mit Längslochung, so genannte *Zigerli*, liess man auf einem Holzgestell im Freien gänzlich dürr werden. Das gab ein wertvolles Heizmaterial, und die *Zigerli* dufteten beim Verbrennen im Kochherd erst noch wunderbar nach gedörrten Früchten! Wollten wir etwa Siedfleisch zubereiten, machten wir im Herd zuerst Feuer und liessen Glut entste-

hen. Daneben wurde dann ein *Zigerli* geschoben. Zur Mittagszeit, bei der Rückkehr von der Arbeit im Freien, war es immer noch langsam am Verglimmen. Und sobald man es sachte berührte, zerfiel es. Es brannte soo lange...

Torf als Brennmaterial, das hatten wir nie. Wir besaßen zwar ein Stück Riedland und holten dort dürres Riedgras als Streue, aber mein Vater hat nie Torf gestochen.

Hinten, oberhalb von Augsburgers hatten wir einen Baum, wir nannten ihn Scheidbirnbaum. Und nur von diesem einen Baum wurden Birnen zu Most verarbeitet und eigens in ein Fass gebracht. Wenn man eine Fingerprobe dieses Mostes in den Mund führte, war es, als würde mit einer Holzraspel über die Zunge gestrichen, so rau war der Saft. Mit diesem Birnenmost führte Vater eine Versuchsreihe durch. Auf der Kommode mischte er einige Gläser

Apfelmost in ganz unterschiedlichen Verhältnissen mit dem Scheidbirnenmost. Anderntags stellte er fest: in einem Glas war der Saft wunderbar hell. Entsprechend dieser Mischung leerte dann der Vater vom rauhen Saft der Scheidbirnen ins grosse Fass. So hatten wir immer wieder wunderbaren Most, so klar wie *Fandaa*, mit einem rechten Alkoholgehalt. Jede Trübung war verschwunden, *d Truese* hatte sich auf den Boden des Fasses abgesetzt.

Ja, ja, wir Kinder haben natürlich auch von diesem Most getrunken! Betrunken waren wir deswegen nie. Hingegen die Männer, die dann und wann vorbeikamen und sich zu Tisch setzten, Most tranken und *mitenand glaferet händ*, merkten nichts, bis sie vom Tisch aufstanden, um nachhause zu gehen. *Dänn häts es dänn e chli trület...* Ja ja, immer wieder einmal trug einer einen *Balaari* heim von der Halde ins Dorf hinunter!



Abbildung 11

Konfirmation, Palmsonntag 1936

Jakob Weber (hinten links),

Ruedi Wettstein, Pfr. Hans Maurer,

Jakob Hartmann, Alfred Müller,

Hans Hauenstein.

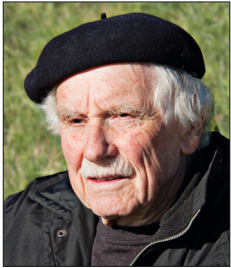
Rosa Schwander (vorne links),

Paula Bachmann, Marthi Dunkel,

Käthi Grossmann.

Hans Fischer

17. Februar 1921



Hausgeburt im Bauernhaus an der Dübendorfstrasse (Abbildung 12) mit Hebamme Bünzli, deren schrecklich kalte Hände und schwarze Fingernagelränder der Gebärenden unauslöschlich in Erinnerung blieben.

Meine ältere Schwester ist

1917 geboren, die jüngere 1925.

Mein Vater Julius Fischer (1887–1959) stammte aus Ottikon (Gossau) und war in 3. Generation Sattler. Obwohl ursprünglich gelernter Bäcker, musste er nach dem Tod seines Vaters die Werkstatt an der Schwerzenbachstrasse übernehmen. Sein Vater war sehr gesellig gewesen, mit dem Hang, oft Pinten zu besuchen, und hinterliess Schulden.

Mein Vater, physisch stark und willensstark, eine 'Wucht', beschloss: „Ich will Vater nicht unter dem Boden *verlumpen* lassen!“ Er vereinbarte mit Gläubigern, Leder- und Furniturlieferanten eine fünfjährige Frist zur Schuldentilgung und brachte seines Vaters Versäumnisse in Ordnung.

Während ein Handwerksgeselle, *Schül* (Julius Meier) ab 1919 die Werkstatt führte, ging mein Vater täglich per Velo mit Gepäckträger und gefülltem riesigem Lederrucksack via Bahnhof Schwerzenbach auf Kundenbesuch. Landauf, landab, bis ins Bündnerland, besuchte er Bauern sowie Jahr- und Viehmärkte. Zur entsprechenden Bahnstation hatte er seinen Leiterwagen mit Korbaufsatz und Inhalt vorausge-

schickt, um bestellte Ware abzuliefern. Aus dem Erlös wurden unentwegt Kässeli gespiesen: mit Silberfünflibern, 20er-Noten oder sogar goldenen Napoleons (*Näppel*). Davon kaufte er sich jeweils eine Kuh, die dann auf der SBB-Station Schwerzenbach abzuholen war.

Mein Vater träumte von einem eigenen Hof mit Kühen, Pferden, Schweinen sowie allem Drum und Dran und erreichte das Ziel entgegen allen Unkenrufen einiger Dorfgenossen. 1919 verwirklichte er seinen Traum und erstand das Dreisässenhaus an der Dübendorfstrasse.

Meine Mutter, Anna Fischer-Fäs (1891-1978), war sehr aufgeschlossen und tatkräftig, im Dorf beliebt. Für viele war sie die Ansprechperson in Notfällen: bei Ehe-, Kinder-, Finanz-, Gesundheitsproblemen, für Besuche bei Todkranken.

Sie führte an der Dübendorfstrasse nicht nur den Haushalt mit einem grossen Küchentisch für bis zu zwölf Personen, sondern besorgte auch die Geschäftsrechnung mit allem Bürokras. Zu den Eltern, uns drei Kindern und, bis 1929, einer Schwester des Vaters kamen ein bis zwei Knechte, ein, manchmal zwei Dienstmädchen sowie vorbeischauende *Chröomer*; sie führte ein stets offenes Haus.



*Abbildung 12
Das Elternhaus an der
Dübendorfstrasse – ein
stattliches Bauernhaus –
musste 1969 der Begra-
digung der Strasse wei-
chen, ebenso das gelb-
liche Haus schräg ge-
genüber, in dem sich der
Züri-Konsum befand.*

Wohnen

Auf der Laube befand sich das Plumpsklosett mit der entsprechenden Duftnote. Vater duschte jeden Morgen früh kalt im warmen Kuhstall, bevor er sich per Velo auf den Weg zum Bahnhof Schwerzenbach machte. Erst 1947, in der umgebauten Liegenschaft auf der anderen Strassenseite, gab's eine Sitzbadewanne in der Waschküche. Alle fünf Wochen besorgte die Mutter die Wäsche ab vier Uhr morgens. Wir Kinder mussten mithelfen. Der Waschhafen wurde ins Freie transportiert und eingeheizt. So genannte *Zigerli*, hergestellt aus den festen Rückständen beim Keltern, waren ausgezeichnetes Brennmaterial für die Feuerung in Küche und Öfen: die

verglühten langsam ohne Rauch. Für den Werkstatt-ofen diente andere *Häizi*: knorrige Aststücke, Reisigbündel und Scheiter, hergerichtet aus dem Abraum der Baumgärten.

Schon früh gab's einen der noch seltenen Telefonapparate, der wurde auch von Nachbarn benützt.

Brot kauften wir abwechselungsweise bei den zwei Dorfbäckern Schwegler und Wettstein. Wähen machte meine Mutter selber.

Einmal im Jahr *stöörte* der Ebmatinger Schnapsbrenner mit seiner Brenneinrichtung. Aus *Trääsch* – während Monaten im Fass aufbewahrt – wurde Schnaps gebrannt und im Keller in eine bauchige Korbflasche gefüllt. Der Schnapsduft lockte jeweils

Nachbarn in Scharen an zum Verkosten des Vorlaufes, ein Fest! Schnaps diente aber in erster Linie der Viehpflege.

Schule

1927 kam ich in die erste Klasse zu Herrn Hofmann. Wir waren über 20 Erstklässler, und er hatte ja vier Klassen zu unterrichten. Als wir einmal einen Ausflug machten und in Vierer-Reihen an unserem Haus vorbeigingen, begann meine Mutter zu zählen und kam auf 90 Kinder!

Die älteren Kinder halfen den Kleinen. Lehrer Hofmann sagte zu den Zweitklässlern: „So, jetzt seid ihr die Lehrmeister!“ Die setzten sich zu den Erstklässlern und machten ihnen vor, wie man auf der Schiefertafel ein A schreibt – das gab eine schöne Musik im Schulzimmer mit all den quietschenden Griffeln!

Marthi Dunkel war eine Klasse ob mir. Sie schaute immer im Schulzimmer umher und rief dann etwa: „*De Ruedi schwätzt!*“ oder „*S Elsi hät en Tolgge gmacht!*“ Wir schätzten es natürlich gar nicht, dass sie uns *verrätschet* hät.

Vor Schulbeginn war immer ein grosser Lärm. Da stellte sich Lehrer Hofmann mit seiner Handglocke vor die Tür, wir gingen ins Zimmer, verstaute den Thek unter dem Pult und legten die Schiefertafel bereit. Dann hob er beide Arme, senkte sie wieder und faltete die Hände. Wir mussten es ihm gleichtun, und dann sprach er ein Gebet. Er war ein frommer Kapellgänger (heute FEG).

Hofmann war ein Meister im Erzählen von biblischen Geschichten, wir lernten sie alle kennen. Er erzählte so lebendig, dass wir oft schon um 7 Uhr zur Schule gingen statt um 9, nur um ihm zuhören

zu können. Oft ergänzte er die Geschichten mit Zeichnungen an der Wandtafel, zum Beispiel von Belagerungsmaschinen.

Ich habe gute Erinnerungen an Lehrer Hofmann. Fleissig war ich nicht, aber ich wusste, wie man nicht auffällt. Im Nachhinein sehe ich schon, dass er seltsame Methoden hatte, vor allem den Mädchen gegenüber: wenn eines schwatzte, rief er es zu sich ans Pult. Es musste sich dicht neben ihn stellen. Dann packte er das Handgelenk des Mädchens und rieb es an der Pultkante – und sagte dazu: „*O, du liebs Schatzibeineli du, weisch, ich mues dich jetz quäle, ich mues das mache!*“

Tööpe waren die häufigste Strafmethode, die wandte auch der junge Lehrer Bräm an, der frisch vom Seminar zu uns kam.

Kostbuben aus der Stadt wurden durch das Fürsorgeamt bei grösseren Bauernfamilien untergebracht und mussten je nach Kostgeber schwer arbeiten. Hiess es um fünf im Stall antreten, so schliefen sie oft in der Schule ein und wurden dafür vom Lehrer und den Mitschülern gedemütigt. Es gab aber auch Kostfamilien, die den anvertrauten Buben fürsorglich begegneten und sie schliesslich wohl ausgestattet entliessen. Ganzjährig platzierte Kinder waren eigentliche Verdingkinder.

Das Examen war schon in der ersten Klasse ein Ereignis. Da waren die Eltern eingeladen, aber meistens kamen ja nur die Mütter, die Väter fanden, sie hätten keine Zeit für sowas und es reiche, solange die Mutter hinging. Die standen hinten, zwischen den Fenstern und den hintersten Bänken, natürlich auch der Inspektor, das war ein Auswärtiger von der Bezirksschulpflege, und die Schulpflege in corpore.

Es wurden dann Aufgaben verteilt oder an die Wandtafel geschrieben, und *naadisnaa* kamen die Gäste nach vorn, beugten sich über die 'Studenten und Studentinnen' und schauten, was sie auf die Schiefertafel kratzten. Manchmal machten sie auch eine Bemerkung, lobten oder sagten: „*Da muesch dänn scho na chli luege, das gseht nöd guet us*“ und „*Wie schriibt me das? Doch nöd esoo!*“ Der Höhepunkt kam dann am Schluss, wenn draussen Metzger Ott stand mit einer grossen Blechschüssel mit heissen Würsten, und neben ihm der Bäcker, entweder Schwegler oder Wettstein, und einem den Examenweggen in die Hand drückte.

Der Schulsilvester war auch ein Höhepunkt. Als ich in den unteren Klassen war, gab es noch die Sitte, dass der *Silväschter*, der oder die als letzte in die Schule kam, auf eine Leiter gesetzt und von zwei Acht-Klässlern im ganzen Dorf herumgetragen wurde. Früher liehen sich die Kinder bei den Bauern Glocken, andere machten mit Pfannendeckeln Lärm, das war ein Heidenspektakel!

Später machten wir dann auch Streiche. Wir sammelten zum Beispiel Patronenhülsen im Schützenhaus oben, machten an einer langen Schnur einen dicken Knoten, steckten den Knoten in die Hülse und hämmerten sie mit einem Stein zu. Vorne stülpten wir einen Bierflaschen-Gummi über die Patrone. Den feuchteten wir mit etwas *Spöiz* an und drückten ihn auf ein Fenster, das gab ein Vakuum und hielt recht gut. Wenn man dann an der Schnur zog oder an ihr rüttelte, fiel die Patrone mit einem Knall vom Fenster ab. Kaputt gemacht haben wir nichts, wir hatten viel zu grossen Respekt. Aber Scherze machten wir schon: Früher waren ja alle Abtritte (WC) aussen an die Häuser angebaut, da haben wir einmal alle Abtritt-Deckel im Unterdorf gesammelt

und dann der Schwerzenbachstrasse entlang ausgelegt, bis hinunter zur «Sonne». Das gab dann ein rechtes Chaos, bis jeder und jede wieder seinen Deckel gefunden hatte!

Man wusste auch, bei welchen Familien es etwas gab, schon morgens um halb fünf. Da rief einen die Mutter hinein, es gab Tee oder Kaffee und Weihnachtsguetsli, wir sassen um den Tisch und schwatzten oder erzählten Witze. Dann gingen wir *de Silväschter* abholen, meist war es ein Knabe. In der Schule erhielten wir ein *Silväschterbüechli*, eine kleinformatige Broschüre mit einer meist rührseligen Geschichte von armen Kindern.



Abbildung 13
Silvesterbüchlein 1922

Zita Schulz kam aus Zürich nach Fällanden. Es wurde gemunkelt, ihr Vater, ein Fabrikschmied, sei Kommunist und deshalb entlassen worden. Zita trug als einziges Mädchen einen Bubikopf, sie war rassig, alle schwärmten für sie. Lehrer Bräm aber fand sie vor allem vorlaut. Als es ihm einmal zu viel wurde, musste Zita die Hand hinhalten für einen *Tööpe*. Den Mitschülern schien es, der Lehrer habe besonders fest ausgezogen, weil Zita ihm zu frech war. Sie ertrug den Schlag ohne mit der Wimper zu zucken. Dann liess sie die Hand fallen und lächelte Lehrer Bräm an – das ging in die Geschichte ein!

Nach dem Examen im Frühjahr gab es zwei Wochen Ferien. Im Juni gab es Heuferien – wann, das bestimmte Schulpräsident Hotz vom Pfaffenstein. Der rief in der Schule an und die Kinder wurden nach Hause geschickt, wo sie gleich eine Heugabel in die Hand gedrückt bekamen. Mitte bis Ende August waren Emdferien, anfangs Oktober Herbstferien, in denen die Kinder bei der Obsternte und beim *Härdöpfle* zu helfen hatten.

Ausbildung

Schon als Bub war ich beeindruckt vom Dübendorfer Hausarzt Amstein, der mich fragte, was ich werden wolle. „*Tokter, wie Sii!*“, lautete die prompte Antwort.

Diesen Plan behielt ich, bis ich fünfundzwanzig war. Dem entgegengesetzt war Vaters Plan, mich als Nachfolger im Geschäft zu erleben. Mir fehlte offensichtlich die unbändige Willenskraft des Vaters, sonst wäre ich sicher Arzt geworden.

Nach der Schulzeit machte ich einen ersten Anlauf zur Erlangung der Maturität: Per Velo fuhr ich über den Pfaffhauser Berg oder via Milchbuck, um in der Stadt eine Abendschule zu besuchen. Dass ich deshalb früher von der Arbeit in der väterlichen Werkstatt weg musste, das passte meinem Vater nicht. „*Wo isch de Hans? Wänn hört das uuf?*“, fragte er beim Heimkommen.

Meine Mutter erkrankte an Tuberkulose und wurde ins Sanatorium Wald gebracht. War das ein Zeichen der inneren Ablehnung gegenüber den Plänen des Sohnes? Wer weiss? Jedenfalls gab ich vorübergehend meine Studienpläne auf und fügte mich.

Dafür bekam ich Herzrhythmusstörungen und war ein Jahr bettlägerig. Da hatte ich viel Zeit zum Lesen: Gotthelf, Gottfried Keller und viele mehr. Ich stillte meinen Nachholbedarf; das war für mich eine Chance.

Ich begann eine Lehre als Polsterer in Oerlikon. Aber ich hatte Herzgeschichten und war sehr oft krank. Der Lehrmeister hatte zwar sehr viel Geduld mit mir und wollte mich behalten, aber schliesslich musste ich die Lehre abbrechen.

Da machte ich halt doch eine Sattlerlehre bei meinem Vater (mit 19 Jahren, 1939–43). Das hat eigentlich ganz gut funktioniert, und ich hatte einige Privilegien. Zweimal pro Woche durfte ich in die Stadt für Spezialkurse in der Gewerbeschule: Buchführung, Deutsch, Berufskunde. Das gefiel mir sehr gut. Ich lernte dort einen halbblinden Kollegen kennen, ein gescheites Haus, der hatte sehr viel gelesen und machte mich mit allen Philosophen bekannt. Wir assen immer zusammen im Volkshaus und diskutierten über Gott und die Welt. Dort bekam man für Fr. 1.70 ein ganzes Menu, mit Suppe, Fleisch und Gemüse!

Sattlerhandwerk

Nach dem 2. Weltkrieg hatte das Sattlerhandwerk keinen goldenen Boden mehr. Die Bauern schafften Traktoren an, die Landwirtschaft wurde zunehmend mechanisiert, kaum jemand brauchte noch ein Pferdegesschirr. Wir verlegten uns dann darauf, Glockenriemen herzustellen. Die Schellen bezogen wir aus Österreich, die grossen Kuhglocken von einem Gieser im Emmental.

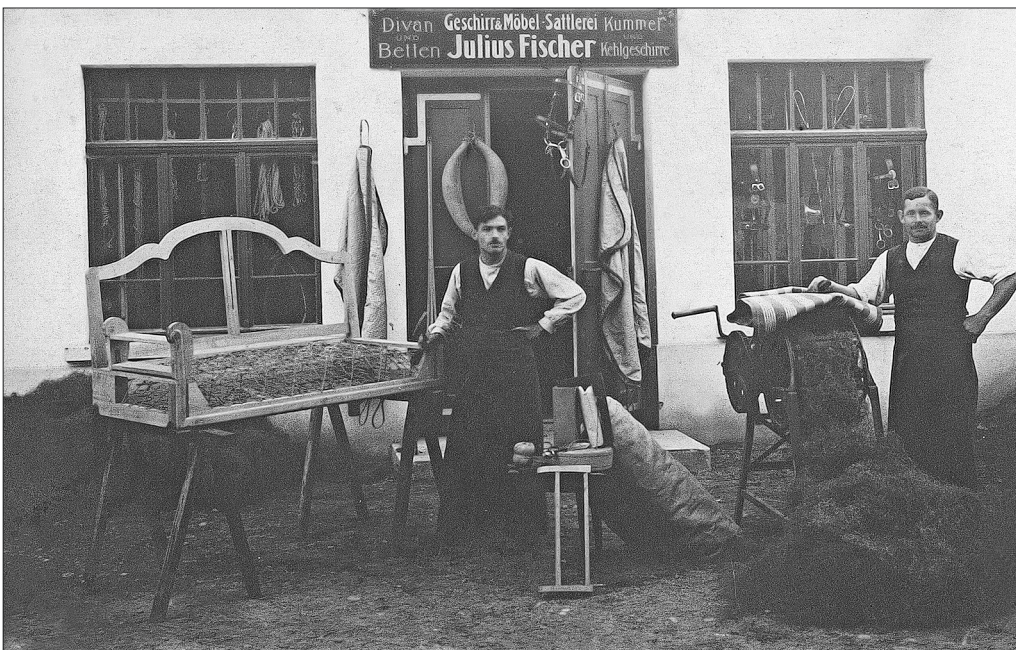
Wir besuchten alle grösseren Märkte, bis hinauf ins

Bündnerland. Ich ging nur ungern mit, das *Händele* lag mir gar nicht, es war mir peinlich. „*Muesch halt rede mit de Chunde!*“, ärgerte sich mein Vater, der ein begnadeter Verkäufer war. Besonders gut erinnere ich mich an den Schaffhauser Markt. Der fand nur einmal im Jahr statt, im November. Da kamen die Bauern aus dem ganzen Klettgau zusammen. Beim Restaurant Schwabentor stellten sie ihre Pferde ein. Nach dem Markt sassen sie noch zusammen, bis alle *glänzigi Öigli* hatten. „*So, isch de Felander ou wider do*“, hiess es dann. Sie kannten unseren Namen nicht, und oft erhielten wir Bestellungen auf Postkarten mit der Adresse: An den Sattler von Fällanden. Damals wurden viele Bauernhöfe versteigert. Eine solche Gant zog immer viel Volk an. Mein Vater belud jeweilen einen Wagen mit seiner Ware, fuhr hin und machte gute Verkäufe.

Werkstatt

Mit dem Kauf des Bauernhofes erwarb Vater auf der anderen Strassenseite einen Wagenschopf. Den liess er von seinem Schwager, der Baumeister war, zur Werkstatt mit zwei Räumen ausbauen. Der vordere Raum hatte zwei grosse Flügeltüren gegen die Strasse hin. Im Sommer waren die Türen meist offen, wir stellten das *Nèèrössli* auf den Vorplatz hinaus und arbeiteten im Freien.

Als ich etwa in der 6. Klasse war, drängte sich der Kauf einer Sattler-Nähmaschine auf. Mein Vater sträubte sich zunächst heftig dagegen: er sei bekannt dafür, dass er alles von Hand mache, die Bauern würden sicher misstrauisch, wenn er plötzlich mit einer Maschine arbeite!



Auch später, als ich schon sein Geschäftspartner war, lehnte er alle Neuerungen rundweg ab. Einmal wollte ich eine Schreibmaschine kaufen. Er fand das *nöimöödige* Zeugs völlig unnötig, aber Mutter ermunterte mich, die Schreibmaschine doch zu kaufen. Und als ich sie dann hatte, fand Vater sie doch recht praktisch und bat mich immer häufiger, für ihn etwas zu schreiben.

Abbildung 14
Mein Vater (rechts) und Schül
(Julius Meier), sein langjähriger
Mitarbeiter, vor der Werkstatt
an der Dübendorfstrasse.

Mein Vater war meistens fort, auf Märkten oder bei seinen Kunden, den Bauern. Die Werkstatt führte Schül, Julius Meier, 50 Jahre lang war er bei uns. Viele meinten, er sei mein Vater. Es war Schül, der mich erzogen hat. Wenn Mutter auf's Feld musste, stellte sie mich im Wägeli in die Werkstatt. Später sagte er oft: „Muesch nöd fräch werde mit mir, ich ha dir scho dini Schiisswindle gwächslet!“

Im ersten Weltkrieg war mein Vater Sanitätsgefreiter im Jura. Dort machte er Bekanntschaft mit internierten deutschen Soldaten. Er war monatelang weg, hatte nur wenig Urlaub. Meine Mutter führte das Geschäft weiter, so wie es eben ging, mit einem Angestellten. Der Sold von 50 Rappen reichte nirgends hin. Um ihr zu helfen, sammelte mein Vater Brotresten in der Sanitätsstelle und schickte sie heim, davon machte meine Mutter Suppe.

Früher stellten wir sehr viele Pferdedecken her, aus einem schweren dunkelbraunen Molleton mit gelb-rottem Karomuster und Lederbesätzen für das Geschirr. Das Leder beschaffte sich mein Vater direkt beim Gerber, zuerst bei Gerber Gut, Wiedikon, später bei Hüni in Horgen. Dort ging ich oft mit, um das Leder auszuwählen. Das beste ist der 'Croupon', das Rückenleder vom Nacken bis zum Schwanzansatz.

Abbildung 15
Rechnung, datiert März 1925

Die nähere Kundschaft hat Konkurrent Franz Göggel abgezogen. Der ging am Sonntag ins Wirtshaus, setzte sich zu den Bauern und sagte: „Der Fischer ist gar kein rechter Sattler, der hat Zuckerbäcker gelernt!“ Wir hatten aber einen Stamm guter Kunden,

Julius Fischer, Sattlerei, Fällanden b. ZH.

Fabrikation von Pferde- und Viehkummetgeschirr; sämtliche Sattlerartikel

Telephon Nr. 17

Divan und Betten

Rednung für Herrn Albert Hollinger, Landwirt Hür.
Fällanden, den 14 März 25.

		Fr.	Cts.
März 12.	1 Federnablage total umarbeit	14.	-
	19 meter 10 mm Metallgarnen à 65 sp	12	45
	42 St. Federn à 45 sp	18.	90
	1 St. Federsehmie	2	80
	1 meter 60 cm Federbuch	4	50
	Garnierbuch	2	-
	2 kg. Seegras	2	-
	1 St. Wölle	3	25
	Bindfaden, Nägel + Abheftwölle	3	80
	1 meter 60 Handgriffgarnen	7	20
	3 meter 20 cm Drill à 6 f 50 sp	20	80
		85	140
März 14	1 Federnablage total umarbeit	14	-
	1 St. Federsehmie	2	80
	1 meter 60 cm Federbuch	4	50
	Garnierbuch	1	30
	5 kg. Seegras à 1 sp	5	-
	1/2 kg. Wölle	3	25
	Bindfaden, Nägel, Abheftwölle	3	80
	Handgriffgarnen	1	20
	3 meter 20 cm Drill à 6.50	20	80
		142	35
Total		142	35

Fällanden, den 14. März 1925
Höngen Bofray dankend erhalten
bescheinigt hiermit per Jul. Fischer

bis nach Ebmatingen, Maur und Zürich und einen grossen Umsatz. Mein Vater kaufte das Leder gleich 100kg-weise ein, manchmal einen ganzen Eisenbahnwagen voll, da mussten wir es dann in Schwerzenbach abholen.

Polsterei

Schül konnte auch polstern. So haben wir hie und da ein Canapé neu gepolstert. Wir stellten auch Matratzen her. Für die Untermatratzen machte Schreiner Meili einen Holzrahmen, in den kamen zuunterst die Gurten. Darauf wurden die Stahlfedern gestellt und verschnürt, das war eine Wissenschaft für sich. Es gab zwei verschiedene Arten, die Federn zu verschnüren, 'französisch' für Canapés und Kreuzschnürung für Matratzen. Die Federn wurden mit Jutenstoff überzogen, in den wir mit einem speziellen Stich Seegras hineinarbeiteten. Darüber kam eine Lage Rosshaar und zuoberst eine Schicht Schafwolle. Das Ganze wurde mit einem festen Drilch überzogen.

Die Obermatratzen bestanden oft aus Seegras, das war billiger. Seegras ist ein sehr langes Waldgras, das im Freien getrocknet und dann maschinell zu Zöpfen geflochten wurde, so genannte *Berner Lischen*. Diese Zöpfe kauften wir in Zürich, wo wir auch Rosshaar und Wolle bezogen.

Früher brachte mein Vater auch Pferdeschwänze und Mähnen von den Bauern mit oder vom Pferdemetzger. Er kaufte sie ihnen für etwa 30 Rp pro kg ab. Teils war es ausgekämmtes, teils abgeschnittenes Haar. Wir hatten ganze Kartoffelsäcke voll davon. Das Pferdehaar gaben wir in die Fabrik zum Verspinnen.

Täufer

Unsere Familie gehörte in Fällanden mit drei weiteren Familien zu den Täufern. Das Täuferum ist im Bemühen um die Wiederherstellung des 'wahren Christentums' europaweit zur Zeit der Reformation in den 1520er Jahren entstanden. Als Täufer/Wiedertäufer wurden dabei diejenigen Vertreter der Bewegung bezeichnet, deren gemeinsames Kennzeichen die Verweigerung der Kindertaufe und die Durchführung der Glaubenstaufe im Erwachsenenalter war.

Die Zusammenkünfte fanden jeden ersten und dritten Sonntag im Monat statt. Treffpunkt war Johann Aepplis kleines Haus hinter der Sägerei. Die Stube wurde so hergerichtet, dass im Raum mit Webstühlen die Männer getrennt von den Frauen Platz fanden. Für die Hörer gab es Bänke, einen Tisch mit kleinem Pult für die Redner.

Von 9 bis 11 Uhr und 14 bis 15:30 Uhr dauerte die Versammlung. Die so genannten Lehrbrüder waren alle Laien, oftmals Auswärtige, die vom Geist getrieben, die Heilige Schrift auslegten. Gesungen wurde anhand der «Zionsharfe», einem Liederbuch; gebetet wurde knieend. Anstatt einer Predigt hielt der jeweilige Lehrbruder eine Betrachtung. Neben begabten Rednern kamen auch Langweiler zum Zug, was für uns Kinder besonders mühsam war.

Unüberhörbar war dann das Rascheln von *Zältlipapier*. Eingeschlafene wurden angestossen, geweckt. Durch gegenseitige Besuche wollten sich die kleinen weit verstreuten Gemeinschaften stärken. So wurden Auswärtige aus Rüti ZH oder dem Kanton Thurgau bei uns über Mittag mit Tigerwürstchen, auch Stündelerwürstchen genannt, gepflegt und dazu

Wein gereicht. Umgekehrt machten wir Fällander uns auch auf den Weg, oft nach Zürich, ab und zu nach Uster. Analog zur kirchlichen Sonntagsschule hielt man im Sommer nachmittags Kinderstunde ab. Älteste amtierten als Gemeindevorsteher, so beispielsweise einer für Zürich, Fällanden und Uster.

Es galten strenge Regeln: keine Blutwürste zu sich nehmen, weder Kino- noch Kirchenbesuch, kein Radio hören (... bis zum 2. Weltkrieg! Da hörten wir Nachrichten), Busse tun, bekehren, Sünden bekennen, als äusseres Zeichen trugen gläubige Frauen unbeschnittenes Haar. All dies gehörte nebst anderem zu den Voraussetzungen für eine mögliche Taufe und Aufnahme in die Gemeinschaft. Heirat durfte nur mit gläubigem Partner erfolgen. Dann musste vor versammelter Gemeinde Zeugnis abgelegt werden, das heisst, man hatte den persönlichen Weg zum richtigen Glauben öffentlich kundzutun.

Getauft wurde nur, wer von drei festgesetzten Zeugen aus der Gemeinschaft bestätigt worden war. Die Taufzeremonie verlangte ein dreimaliges Eintauchen des Körpers ins Wasser. Früher fanden die Taufen im Fällander Tobel statt. Es heisst, man hätte dann und wann im Bach sogar eine Eisdecke einschlagen müssen. Darauf ertönte das Halleluja, gefolgt vom Bruderkuss bzw. Schwesternkuss infolge strenger Geschlechtertrennung. Abschliessend fand eine Feier verbunden mit einer Mahlzeit statt.

Im Pubertätsalter wurde ich abtrünnig. Gedanken gut aus der Lektüre von Nietzsche gab ich auf dem Weg zur Schule im Zug an Mädchen weiter, so dass diese erschrecken. Seitens eines von mir angebeteten Mädchens erfuhr ich von der Sorge um mein Seelenheil und meinen Frieden. In der Folge kasteite ich

mich. Wie ein Lauffeuer ging es durchs Dorf: „Hans ist auf dem richtigen Weg.“ Meine Taufe fand in Uster statt.

Trotz allem Bemühen blieb ich innerlich unsicher und reiste ins Welschland, wo ich Eigenständigkeit und Ablösung vom elterlichen Gedankengut erlangte. Endlich verlobte ich mich mit einer so genannten 'Ungläubigen', das heisst, der sich auflehnenen Tochter eines strengen Predigers und wurde demzufolge aus der Täufergemeinde ausgeschlossen.

Theater

Ich hatte schon immer eine Schwäche für Theateraufführungen, schon während der Sekundarschulzeit. Mein Lehrer forderte mich jeweils am Examen auf: „Fischer, komm nach vorn, sag dies oder jenes Gedicht auf, so rezitiere bitte!“ Tatsächlich stellte ich mich unbefangen hin und konnte mich ungeübt äussern. Ich ging aus mir heraus, so dass die Texte auf die Zuhörer einzuwirken vermochten. Jedenfalls freute sich mein Lehrer sehr über mich, so dass mein schulisch eher mangelhafter Ruf aufgewertet wurde, war ich doch eher ein schlechter Schüler, sicher kaum über dem Durchschnitt. Statt Hausaufgaben zu machen, benützte ich jede Gelegenheit um zu lesen.

Auch Lehrer Bräm hatte eine Schwäche für's Theater. Zur Feier des 1. August führte er jeweils mit den Schülern der siebten und achten Klasse eine Szene aus dem Schauspiel von Wilhelm Tell auf. Als Bühne diente ein Brückenwagen, der vor das Spritzenhäuschen in der Nähe des alten Schulhauses gestellt wurde.

Später wurde ich vom Pfarrer aufgefordert, die jeweils etwas langweiligen Konfirmationsfeiern zu beleben. Gerne war ich dazu bereit, hatte sogar schon eine Idee: Ein Sprechtheater wie beispielsweise der «Prophet Bileam» oder der «Riese Goliath» wäre wohl schicklich an einem solchen Anlass, natürlich ohne Kostümierung. Tatsächlich kam es zur Aufführung mit dem Ergebnis, dass die einen Kirchgänger sich freuten, andere sich ärgerten und mit dem Fernbleiben vom Gottesdienst drohten.

Es war seit jeher Brauch, dass anlässlich der festlich gestalteten Jahresversammlung von Männerchor oder Frauenverein Schwanktheater aufgeführt wurden, meist von jungen Burschen.

Im Lauf der Zeit kam mir der Gedanke, man könnte an Stelle von Schwänken etwas Anspruchsvolleres anpacken. Da trat einmal Miggel Wettstein an mich heran, unvermittelt auf der Strasse. „Ja du, mein Vater (der war damals Gemeindepräsident) meinte, dies Jahr sei das Jubiläum der Bundesverfassung, 1848–1948. Die Gemeindebehörde sei vom Regierungsrat aufgefordert worden, aus Anlass dieses Ereignisses etwas Passendes in Szene zu setzen. Du seist doch so theaterbegeistert, sagte mein Vater. Nun weiss ich eigentlich nicht, wie weiter.“

„Ja, könnte man natürlich schon, zum Beispiel Wilhelm Tell“, gab ich zur Antwort. Plötzlich war ich Feuer und Flamme und meinte: „Du kannst doch Gessler spielen, du mit deinem verrückten Gaul.“ Miggel war natürlich einverstanden. Wir beschlossen, einen Aufruf ergehen zu lassen. Es sollten sich alle melden, die mitmachen wollten. Ich glaube eine Zeitungsanzeige erschien, zudem wurde der Aufruf in der Milchsammelstelle weitergegeben. Zur vorgegebenen Zeit erschienen die Interessenten. Mir wurde Angst und Bange: „Was mach ich nur, was fang

ich mit all den Leuten an?“ Nach langer Diskussion ergriff Miggel Wettstein in kompetenter Weise das Wort, wandte sich an die Versammelten und erklärte, er sei dafür, dass Hans Fischer Regie führe. Der habe gewiss gute Ideen. Dem wurde nicht widersprochen und so kam es, dass wir uns zu einer ersten Probe verabredeten mit der festen Absicht, Wilhelm Tell in Szene zu setzen.

Als erstes machte ich eine Lesung und spielte bereits einige Episoden szenisch an. Mir kam in den Sinn, dass Kinder mit einzubeziehen waren, zum Beispiel für die Apfelschusspassage. Beim nächsten Treffen waren Kinder dabei und der Apfelschuss wurde draussen auf der kleinen Wiese beim Schulhaus ein erstes Mal geprobt. Ebenso die Begegnung des Volkes mit dem Gesslerhut auf der Stange. Mütter und Kinder sollten sich nähern und stutzig werden, kichern, Witze machen und am Schluss frech werden, indem sie eine lange Nase zeigten und die Zunge herausstreckten gegenüber den zwei Kriegsknechten, die vom Volk eine Reverenz vor Gesslers Hut auf der Stange erwarteten, ein sich Verbeugen vor dem Regenten.

An dieser Stelle wehrte Schaggi Bachofen jedoch ab mit den Worten, ohne ihn! Das sei eines vaterländischen Spiels unwürdig, wenn jemand öffentlich die Zunge heraus strecke und eine lange Nase zeige. Worauf er den Abschied nahm und ich froh war, dass alles nach meiner Vorstellung über die Bühne ging.

So wurde in der Folge ernsthaft geprobt, zuerst im Schulhaus. Dann verlangte ich, dass im Freien weitergefahren werde, so wie bei der Freilichtaufführung eben. Gleichzeitig wollten wir nichts verraten und einen verfrühten Volksauflauf vermeiden. Also schlug ich vor, in den Geissbergwald auszuwei-

chen, auf eine der Waldwiesen. Dort fanden die Proben zur «Hohlen Gasse» mit dem herangalopierenden Gessler sowie dem Geschehen um Armgard und ihre Kinder statt. Miggel Wettstein riss dabei den Gaul auf die Hinterhände, so dass sich das Ross hoch aufbäumte über Mutter und Kindern. Als Zuschauer lief einem der kalte Schauer über den Rücken. Wir probten, bis alles klappte.

Endlich fassten wir die Hauptprobe ins Auge. Dazu liessen wir zwei riesige Kisten vom Theaterkostümverleih Baumgartner aus Zürich kommen. Neben den Kleidungsstücken für jede Rolle waren da Perücken, Schminke, Schnäuze und Bärte. Lustig sah das aus. Anschliessend entschieden wir, die Hauptprobe auf dem Sternenplatz abzuhalten, auf dem eigentlichen Spielgelände. Ich fand, der Durchgang zwischen dem «Sternen» und Bachofens Haus wäre der passende Ort für den Auftritt in der «Hohlen Gasse». Mit Tannenreisig und kleinen Tännchen schufen wir so den Hohlweg.

Während der Hauptprobe brach ein Gewitter los. Da floss der Saft aus Regenwasser und Schminke als farbige trübe Brühe über Haut und Kostüme. Wir glaubten, alles sei buchstäblich ins Wasser gefallen.

Ich selbst spielte Rudenz und daraus ergab sich der Dialog mit Gessler. Bertha von Bruneck, die Rolle hatte meine Schwester Hedi inne. Sie machte das ziemlich gut. Ich besitze noch immer ein Album, da ist all dies drin zu sehen. Ja, es war ein bunt gemischtes Volk, das aufzutreten hatte. Auch alte Frauen und alte Männer. Einige Charakterköpfe waren dabei. Albert Dunkel spielte den Walter Fürst. Insgesamt kamen vier Pferde zum Einsatz. Im Hintergrund spielte die Musikgesellschaft.

Die beiden Kriegsknechte hatten sich unter die Stange mit dem Gesslerhut gehockt und klagten, wie leid ihnen dieser Dienst sei. Dabei bissen sie in einen Apfel und spuckten das Kerngehäuse weit von sich. Mit solchen Effekten, Gestaltungsmitteln war das Publikum zu packen. Hinzu kam dann Gesslers Auftritt hoch zu Ross! Er ritt mitten hinein, nein, er sprengte durchs Engnis hervor und traf auf Armgard.

Die Rolle des Wilhelm Tell hatte ein Freund übernommen, den ich während meiner Sattlerjahre im Jura kennen gelernt hatte, etwa zwei Jahre jünger als ich. Er war eine ideale Tellengestalt. Wenn er in der Folge in unserer Sattlerwerkstatt am grossen Fenster Richtung Strasse arbeitete, hockten sich immer wieder fünfzehn-, sechzehnjährige Mädchen aus Pfaffhausen und Fällanden vor die Scheibe und guckten ihm zu, sie waren völlig hin. Der hatte alle durch sein Theaterspiel in Bann gezogen.

Am Sonntag war dann die eigentliche Aufführung auf dem Platz vor dem Restaurant Sternen. Menschen strömten herbei, viele Menschen. Bänke wurden aufgestellt. Zu vorderst sassen die alten Frauen, das Portemonnaie in den Händen. Der Eintritt kostete etwa 30 Rappen. Durchfahrende Autos hielten an, die Leute wollten sehen, was da los war, und mischten sich unter die Zuschauer. Der Dorfplatz füllte sich, am Ende war der Platz schwarz vor Menschen. Die Theateraufführung fand solchen Anklang, dass Redaktor Eckinger, Herausgeber des Dübendorfer Blattes, einen Bericht mit Bild von Miggel Wettstein hoch zu Ross veröffentlichte. Darauf beschlossen wir eine weitere Aufführung am darauf folgenden Sonntag. Es hiess, sowohl Bewohner von Schwerzenbach wie von Volketswil möchten die

Abbildung 16
1. August 1948
Freilichtaufführung von
«Wilhelm Tell» mit 60
Mitwirkenden auf dem
Platz vor dem «Sternen».
Regie: Hans Fischer



Tell-Aufführung ebenfalls sehen. Anlässlich der zweiten Darbietung war eine noch grössere Menschenmenge versammelt, so dass für Autos kein Durchkommen mehr war und deren Insassen sich zu den Zuschauern gesellten.

Das war die Geburtsstunde der Fälländer Theatergruppe! In zunächst unregelmässigen Abständen folgten weitere Aufführungen: eine Faust-Parodie, auf der Bühne des Restaurants Sonne, absurdes Theater von Eugène Ionesco im Keller des Schulhauses Lätten, «Bauernkalender» auf einer Wagenbühne am Weihnachtsmarkt, und mit dem Märchen „S Hämp vom Zfridne“ gingen wir sogar ins Zürcher Weinland auf Tournee.

Später spielten wir regelmässig, alle zwei Jahre ein neues Stück. Die Proben fanden auf dem Heuboden der Gemeindescheune an der Oberdorfstrasse statt, die Bühnenmusik und die lauten Stimmen der Schauspieler konnten weitherum gehört werden. Für die Aufführungen standen uns der Gemeindehaussaal und später die Zwicky zur Verfügung.

Elsa Gubelmann-Zollinger

19. März 1932



Geboren und aufgewachsen bin ich in der *Langäri*, wo schon mein Vater und mein Grossvater zu Hause waren. Unser Bauernhaus stand am Langäriweg, nach dem ersten Rank, hangseits etwa 150 Meter weiter, mitten im eigenen Grundstück drin (Abbildung 22).

Unten waren Küche und Stube. Wir hatten kein fliessendes Wasser im Haus. Wir mussten das Wasser am Brunnen holen, im Freien. Ich ging oft zum Nachbarhaus. Das waren Gachnangs, im Bauernhaus dreihundert Meter entfernt wohnend, in Richtung Maur. Die waren ein wenig besser eingerichtet, und das hat mir sehr gefallen. Und vor allem im Winter war es bei uns in der Küche sehr, sehr kalt. Die Fenster waren nicht mehr dicht, und warm war es nur um den Ofen herum.

Dann, im oberen Stock, waren drei einfache Kammern. Die Eltern hatten den Vorteil. Im Winter nützte ihnen der so genannte *Bale* neben dem Kachelofen, eine Art Bretttertüre im Kammerboden. Dort hinauf führte die Ofentreppe. So wur-

de die Elternkammer etwas erwärmt. Die Kammer über der Küche war sehr kalt, nur der Kamin strahlte ein wenig Wärme ab. Der Wohnteil unseres Bauernhauses war nach dem *Biiswind* ausgerichtet. Dicke Mauern gab es da, mit nur einem Fenster ohne Vorfenster. In der Stube waren Vorfenster angebracht. Dadurch war es etwas wärmer. Die Stube mit Fenstern, Reihenfenster, war mit Holz *täferet*, braun, und ich fühlte mich dort drin sehr wohl. Alles andere hingegen war sehr eng. Es war wirklich ein kleines Bauernhaus.



Abbildung 17

Vater Jean Zollinger (1895–1960) vor dem Haus in der Langäri. Das Gebäude stand mehr als zehn Jahre leer und wurde 1974 abgerissen.

Zum *Abtritt* musste man hinaus auf die Laube. Und das war kalt im Winter. Man hat jeweils zweimal überlegt, ob man nicht doch noch warten sollte.

Es war ein kleiner Bauernbetrieb, ein *Häimetli*. Ich nehme an, dies kam aufgrund der Güterteilung. Mein Grossvater heiratete verhältnismässig spät. Seine Frau stammte vom linken Zürichseeufer, von Rüschlikon oder Gattikon; ich weiss es nicht so genau. Meine Grosseltern hatten nur einen Sohn, meinen Vater. Daneben eine Pflege Tochter, etwa acht Jahre älter als mein Vater. Sie war ebenfalls in Fällanden aufgewachsen und kam aus sehr einfachen Verhältnissen. Im ausgesprochen kalten Winter 1929 starben meine Grosseltern, eins nach dem andern, innerhalb einer Woche an der Grippe. Dass der Grossvater schon zuvor *Sträiffige* erlitten hatte, das erzählte mir mein Vater. Und so habe sich der alte Mann auf dem Ofen zur Ruhe gelegt, damit er nachts nicht mehr hinauf musste in die kalte Kammer. Das ist eigentlich alles, was ich noch von meinen Grosseltern weiss.

Vater hat 1931 geheiratet. Meine Mutter lernte er im Haus des späteren Bundesrates Albert Meyer kennen. Mein Vater schrieb jeweils für die Zeitungen, den «Ustermer» und den «Dübendorfer». Seine Artikel brachte er persönlich in Bundesrat Meyers Haus. Der war natürlich nicht anwesend, jedoch dessen Hausangestellte, mit der er ins Gespräch kam. Die beiden fanden Gefallen aneinander und heirateten, wie gesagt, 1931. Mein Vater wurde 1895 geboren und starb 1960. Mutter kam 1899 zur Welt und starb im Sommer 1990, sie wurde 91 Jahre alt.



Abbildung 18
Westseite des Bauernhauses von Familie Zollinger. Die Laube über dem Eingang war der Zugang zum einzigen Abtritt im Haus. Darunter befand sich der Turpeschof.

In unserem kleinen Bauernbetrieb wurde alles von Hand gemacht! Das muss ich sagen. Da mähte man von Hand. Man besass kein Pferd. Und den ganzen *Blätz* Wiese jeweils mähen! Wir bewirtschafteten Ackerland, es war die Zeit vor der Güterzusammenlegung. Der *Fröschbach* gehörte uns. Weiter, dort wo das Schulhaus Lätten steht, war Wiesland. Zudem ein Streifen Land, genannt *Rigelacher* war ebenfalls Ackerland, unterhalb der heutigen Überbauung Fröschbach befindlich, lag er quer. Endlich gehörte uns *Tüfwis*, dort, wo jetzt Dr. Schellenbergs Liegenschaft steht. Auf diesem Moorboden bauten wir Kartoffeln an, und gute Kartoffeln konnten geerntet werden. Für den Getreideanbau war die Feld-

lage ungeeignet, weil der Boden zu feucht war. Der eigentliche Fröschbach floss durch unser Land an der Langärstrasse, er wurde bei der Melioration eingedolt.

Damals hatten alle Hofsiedlungen ihre eigenen Quellen, zumal es noch keine allgemeine Wasserversorgung gab. Bei uns war der Bergdruck sehr hoch, bei Regen sammelte sich oft Wasser im Keller. In trockenen Sommern hingegen hatten wir ab und zu Mühe, da konnten wir bei Gachnangs Wasser holen.

Wir besaßen vier Kühe, als ich ein Kind war, später nur mehr drei. Mein Vater war kein leidenschaftlicher Bauer. Er hätte lieber eine Berufslehre ins Auge gefasst. Er war allerdings handwerklich nicht besonders begabt. Hingegen konnte er gut schreiben. Scheinbar war er ein sehr guter Schüler. Der Besuch der Sekundarschule wurde ihm nicht ermöglicht, was ihn später sehr plagte.

Wir Kinder mussten wohl helfen, aber *grossartig* war es nicht. Ich musste beim Heuen mitarbeiten, zum Beispiel Heu *cheere* mit der Heugabel. Dann helfen beim Auflesen der Kartoffeln und beim Säubern von Runkelrüben.

Schule

Im ersten Jahr war ich bei Lehrer Hofmann. Das war wirklich ein alter, dürrer, hässiger Mann, unzufrieden. Ich meinte, das müsse einfach so sein, dass einem plötzlich die Schiefertafel über den Kopf gehauen wird. Parteiisch war er auch. Ein Schüler, dessen Vater in der Schulpflege war, kam sicher nie

dran. Er war sehr streng, war irgendwie verbraucht, es war auch sein letztes Jahr als Lehrer. Er hatte schon meinen Vater unterrichtet. Er hatte nur eine Tochter, die war mongoloid, und ich denke im Nachhinein, dass er irgendwie auf alle gesunden Kinder neidisch war.

Dann kam eine junge Lehrerin, Fräulein Suter, die blieb aber leider nur ein Jahr, dann hatten wir verschiedene Verweserinnen. Bei allen hatten wir es viel besser als bei Hofmann! In der 4. Klasse war Hans Walder unser Lehrer.

In der 5. Klasse kamen wir ins untere Schulzimmer zu Lehrer Hans Klöti, der trat damals in Fällanden seine erste Stelle an. Er war zwar streng, mit etwas militärischem Ton als junger Leutnant, aber wir hatten es gut bei ihm. Leider musste er oft ins Militär, aber auch bei seinen Stellvertretern fühlten wir uns wohl. Ich ging immer gern zur Schule, ausser in der 1. Klasse.

Die erste Schulreise führte an den Rheinfall. Mein Vater meinte dazu: „Du darfst schon in der ersten Klasse dorthin, ich damals erst in der 8. Klasse!“ Wir gingen zu Fuss nach Schwerzenbach, dann mit dem Zug weiter.

In der zweiten Klasse wollten wir auf den Pfannensstil, aber weil auf der *Guldenen* Manöver durchgeführt wurden – das war kurz vor dem Krieg – mussten wir umkehren.

In der Vierten wanderten wir durch die «Hohle Gasse» und fuhren dann mit dem Schiff nach Luzern, wo wir den Gletschergarten besuchten. Es war sehr heiss. Ich besass damals nur ein Paar hohe Schuhe, die ich das ganze Jahr trug; alle fragten mich ständig, ob ich nicht heiss habe in den hohen Schuhen!

Examen: Zuerst mussten wir alles aufräumen und unsere Pulte putzen mit Putzspänen, besonders um die Tintenfässer herum. Wir Mädchen zogen schöne Kleider an. Eltern und Schulpfleger kamen zum Examen, und am Schluss gab es den Examenweggen: ich kannte Weissbrot kaum!

1. August: Es war eine Ehre für uns Schüler, das Holz zu sammeln für das August-Feuer! Wir sammelten auch Geld für das Feuerwerk; wer am meisten gesammelt hatte, durfte am Abend die grosse Rakete abfeuern.

Auf dem Schulhausplatz versammelte man sich für die August-Rede. Auch die Musik spielte und die Handörgeler. Dann rannten wir alle die Bergstrasse hinauf zur *Zäigerstùd*, zum Feuer! Mir hat jener Platz besser gefallen als der heutige beim Schützenhaus, der Blick ist so schön von dort (Abbildung 22).

Kirche

Als Kind war für uns der Besuch der Sonntagsschule sozusagen Pflicht. Diese fand am Sonntagnachmittag statt. Man bekam von den Eltern einen Zehner oder einen Zwanziger für's '*Neegerli*'. Junge Frauen des Dorfes erzählten Biblische Geschichten.

Das Schönste für mich war die Weihnachtsfeier der Sonntagsschule. Dabei erhielten wir Geschenke, es waren stets praktische Dinge. Als Zweitklässlerin erhielt ich ein Nähskulkörbchen, ein schön geflochtenes Körbchen. Das habe ich nicht mehr vergessen, so sehr freute ich mich darüber.

Nach Abschluss der 6.Klasse folgte jeden Sonntag der Besuch des kirchlichen Unterrichtes, der so genannten Kinderlehre. Daran nahmen zu meiner Zeit

auch schulentlassene Buben teil, die Pfarrer Ochsner immer wieder übel mitspielten. Ich mochte ihn sehr gern. Er war umstritten, weil er sich nicht durchsetzen konnte. Bei ihm wurde ich konfirmiert.

Zur Feier der Konfirmation war es üblich, dass die Mädchen einen schwarzen Rock trugen (siehe Abbildung 11). Hinzu kam bei vielen ein neues Ostermontagskleid. An diesem Tag fand jeweils der Konfirmandenausflug statt. Ich gehörte zur ersten Klasse, deren Mädchen beschlossen, keinen schwarzen Rock mehr zu tragen. So schneiderte ich mir einen Rock in dunklem Blau. Und dass der Pfarrer in diesem Jahr auf den Ausflug verzichtete, war mir eigentlich recht. Später besuchte ich ab und zu die '*Junge Kirche*'. Nur ganz wenige Gleichaltrige besuchten die Freie Evangelische Gemeinde.

Berufseinstieg

Nach acht Jahren Primarschule hatte ich keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich half zuhause und absolvierte daneben noch die *Rüebli-RS* an zwei Nachmittagen pro Woche. Meine Mutter ging dann mit mir zur Berufsberaterin. Eigentlich hätte ich gern eine kaufmännische Lehre gemacht, am liebsten bei der Post, aber dazu hätte ich den Sekundarschul-Abschluss gebraucht. Die Beraterin sorgte dafür, dass ich für ein Jahr eine Mädchen-Weiterbildungsschule in Wetzikon besuchen konnte. Dann ging ich für zwei Jahre ins Welschland, nach Auvergnier NE zu einem älteren Paar mit zwei erwachsenen Kindern. Die Tochter lehrte mich Französisch. Ich hatte es sehr gut dort. Weil sie meinen Lohn von 30 Fr. pro Monat nicht mehr bezahlen konnten, kam ich nach Lausanne zu einer Familie mit zwei kleinen Kindern. Dort hat es mir sehr gut gefallen.



Abbildung 19

Während Jahrzehnten prägte das Holzlager der Firma Gubelmann AG das Bild des Unterdorfs.

Als ich zurückkam, bewarb ich mich bei der Post, aber ohne Sek-Abschluss hatte ich keine Chance. So ging ich eben zur Bücher-Fabrik Keller, Uster, die hauptsächlich Buchbinde-Arbeiten für Notariate machte – das waren riesige Wälzer! – und Lohn-journale herstellte. Dort verdiente ich Fr. 1.35 pro Stunde.

Anschliessend fand ich eine Lehrstelle beim Konsumverein. Ich fuhr jeden Tag mit dem Velo nach Uster und sogar in der Mittagspause nach Fällanden zurück. Nur bei schlechtem Wetter nahm ich den Zug in Schwerzenbach.

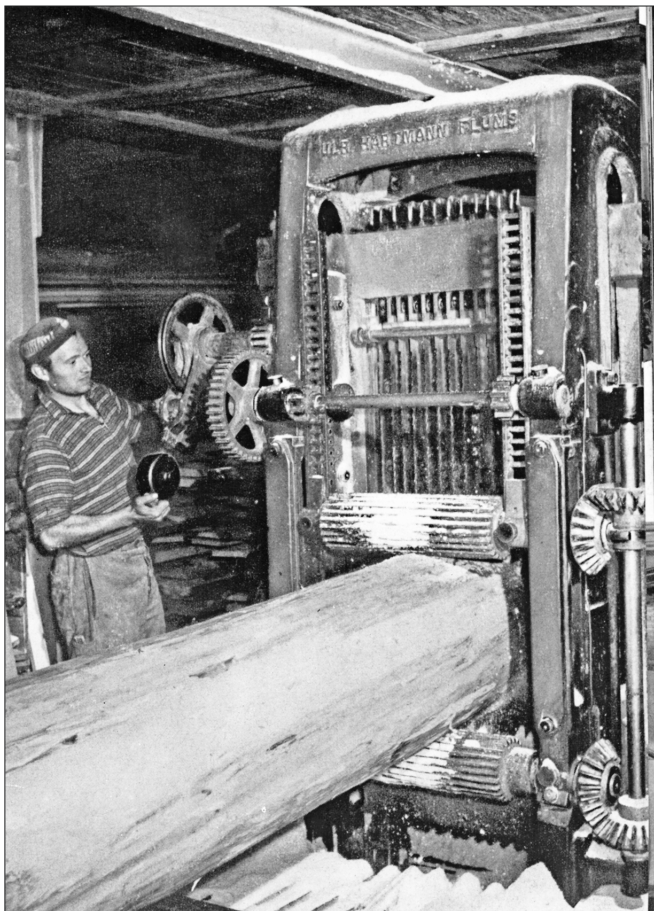
Nach der Lehre machte ich zuerst Ablösungen in verschiedenen Filialen, dann betreute ich Filialen in Seebach (aber in der Stadt gefiel es mir gar nicht) und in Dübendorf. Dort ging ich auch in die Abend-schule und bestand die Fachprüfung Detailhandel. Dann war ich noch zwei Jahre in der COOP Winterthur tätig, wieder als Leiterin einer Filiale – dabei hätte ich lieber einfach gearbeitet, ohne die Verantwortung.

Abbildung 20

Mit der Vollgatter-Säge wurden die Baumstämme in Bretter aufgeschnitten.

Sägerei

In der Sägerei war ich schon als Kind oft, die hat uns angezogen. Hauser Eduard, ursprünglich Wagner, baute eine Sägerei, dort wo heute die Esso-Tankstelle ist. 1936 brannte sie ab. Gleichzeitig wurde ein Hof versteigert an der Schwerzenbachstrasse, Hauser kaufte ihn und richtete die Sägerei darin ein. In den Kriegsjahren machte er gute Geschäfte mit dem Flugplatz Dübendorf, aber nachher wuchs ihm



alles über den Kopf: einerseits die strenge Arbeit – damals musste man sehr viel von Hand machen, es gab zum Beispiel noch keine Maschinen, welche die Baumstämme drehen – andererseits all die neuen Bestimmungen für das Führen eines Betriebs. Da verkaufte er die Sägerei und zog sich in sein Haus in Pfaffhausen zurück.

Der Käufer hiess Angst, der war Schwinger. Schon nach wenigen Jahren machte er Konkurs, und die Sägerei wurde versteigert. Hauser kaufte sie zurück und übergab die Leitung den beiden Angestellten Gubelmann und Berlinger. Als Berlinger die Sägerei verliess, fragte Albert Gubelmann mich, ob ich nicht für ihn das Büro machen könnte. Schliesslich trat ich bei ihm ein. Wir waren ein gutes Team.

Dorfleben

Arbeitsplätze gab es in der Giesserei Sieber (heute Velogeschäft Schaufelberger), der hatte während des Krieges allerlei Aufträge. Bei Wegmann, Metalldruckerei, und bei Bienz, dort arbeiteten eher Frauen, die machten Knöpfe. Die Zwicky war damals stillgelegt, aber etliche junge Frauen – die wenigsten machten ja eine Lehre – arbeiteten in der Zwicky Wallisellen oder in der Zigarettenfabrik Memphis in Dübendorf. Meist fuhren sie mit dem Velo dorthin.

Wo heute Morgenegg sein Fotogeschäft hat, war der VOLG. Im oberen Stock befand sich das Büro des Gemeindeschreibers, der gleichzeitig auch Bauverwalter war. Dann gab es einen kleinen DENNER (vom „alten“ Denner, der dann mal *verlumpet* ist) gegenüber der Molkerei, sowie eine Filiale des Kon-

sumvereins Zürich, an der Dübendorfstrasse (Abbildung 12). Später betrieb auch der blinde Wegmann ein Lädeli in seinem Bauernhaus an der Schwerzenbachstrasse 23. Und an der Maurstrasse 4 führte Anna Gachnang einen kleinen Mercerie-Laden. Bei VOLG konnte man auch Schuhe kaufen: im Katalog las man sie aus, und wenn sie dann geliefert wurden, passten sie meistens, und sonst drückten sie halt...

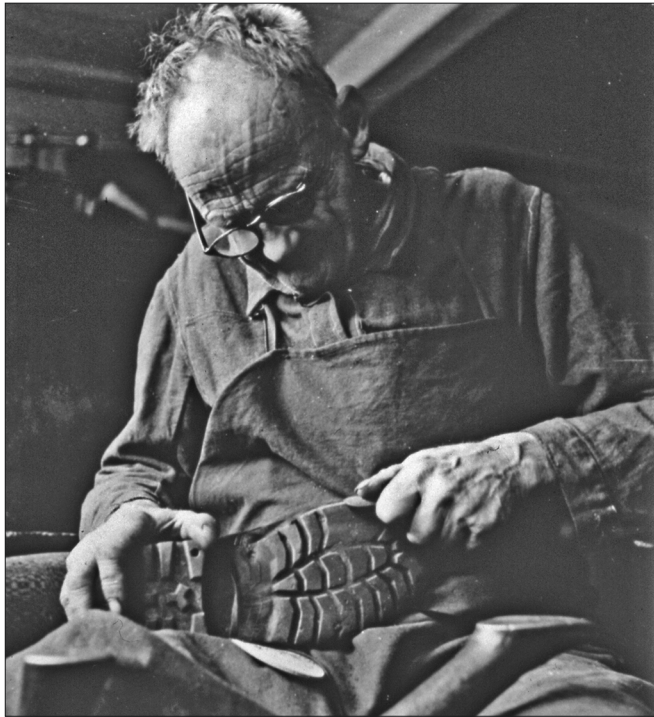


Abbildung 21
Jakob Kunz, genannt Schaaggi (1882–1962), war
Schuhmacher und Dorf-Fotograf.

Mein Vater war bei der Bauern-, Gewerbe- und Bürger-Partei, wie fast alle, und vor den Wahlen war er sehr aktiv. Ich musste dann Flugblätter verteilen. Er war dem Sozialen zugeneigt und las das «Volksrecht», wenn er es in die Hände bekam.

Dorforiginal

Da gabs den Schuhmacher Kunz, der wohnte im *Meierhof*, war verwitwet und hatte zwei oder drei musikalische Söhne. Er war bekannt dafür, dass er eine unglaubliche Unordnung hatte. Er war der Dorf-Fotograf, der kam dann auch zu uns, um uns zu fotografieren, aber oft ist ihm das Stativ zusammengesackt und da gab es 'halbierte' Fotos, entweder waren die Köpfe oder die Beine abgeschnitten.

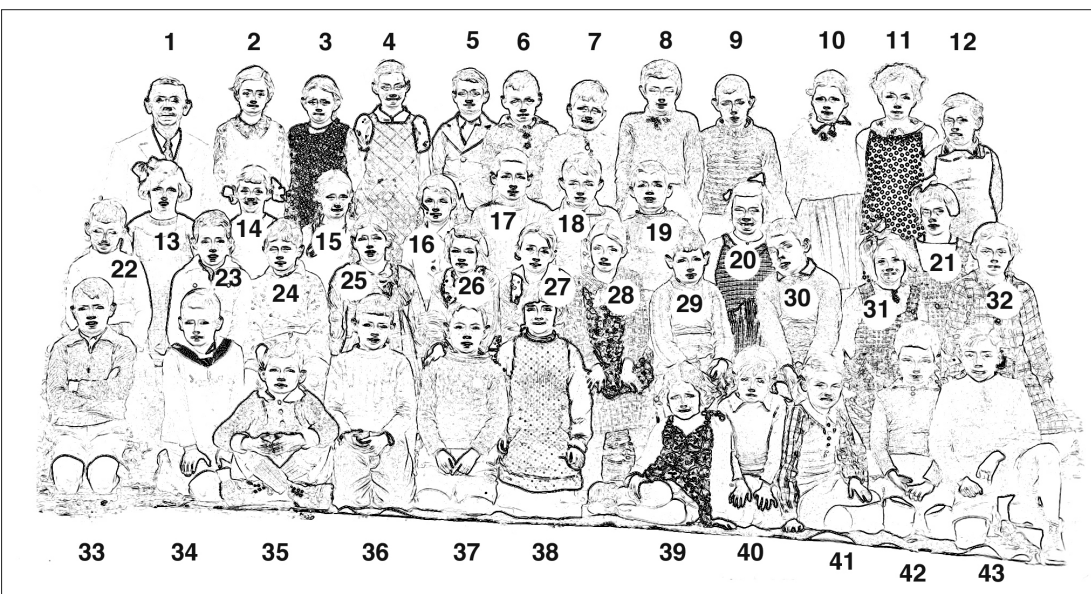


*Abbildung 22
Ausblick von der Zäigerstüüd (Bergstrasse) auf die Langäri. In der
Mitte steht das alte und rechts weiter hinten das neue, weisse
Wohnhaus von Familie Zollinger. Im halb verdeckten Bauernhaus da-
hinter wohnten die Geschwister Gachnang.*



Primarschule Fällanden 1. – 4. Klasse
Lehrer: Wilhelm Hofmann

26. Oktober 1938



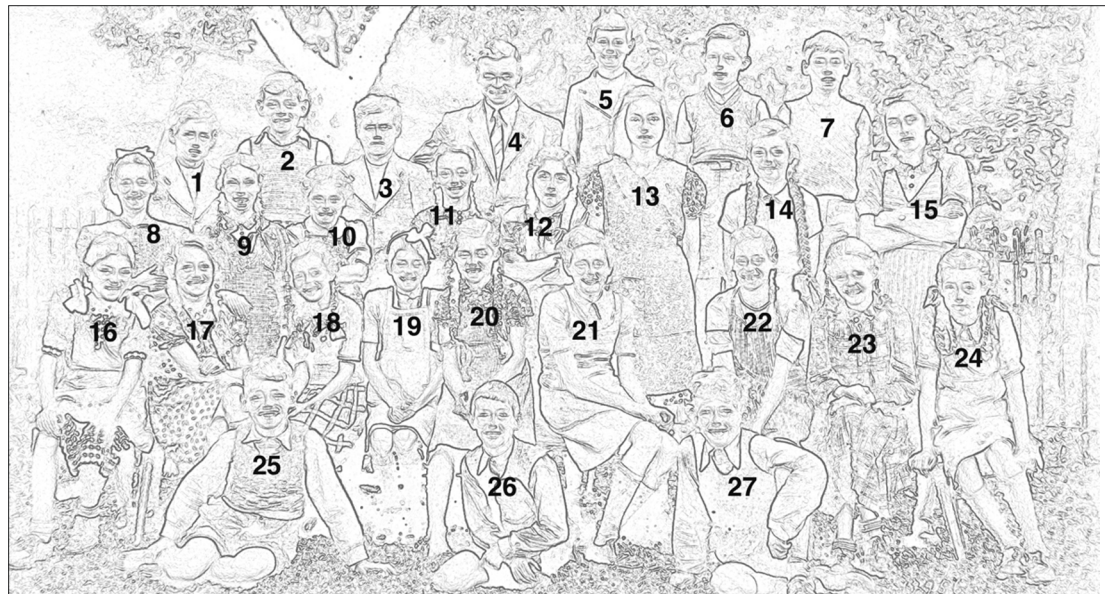
1. Wilhelm Hofmann
2. Rösli Wettstein (Benglen)
3. Lotti Friedli
4. Leni Schwander
5. Hans Weidmann
6. Albert Bodmer (Benglen)
7. Ernst Wegmann
8. Hans Frei (Oberdorf)
9. Hans Böhler (D)
10. Emma Hauser
11. Anni Bodmer (Benglen)
12. Margrit Wettstein (Neuhus)
13. Rösli Müller
14. Heidi Wegmann
15. Hanni Schwander
16. Trudi Hartmann
17. Otto Pfister
18. Walter Augsburg
19. Hans Augsburg
20. Martha Zulauf
21. Elsa Küng (Pfaffhausen)
22. Erwin Pfister (Pfaffhausen)
23. **Ernst Attinger**
24. Hans Meili
25. Margrit Hotz (Pfaffenstein)
26. Hedi Pfister
27. Elsbeth Pfister
28. Klara Zollinger
29. **Paul Blättler**
30. Theo Zulauf
31. Erika Küng (Pfaffhausen)
32. Trudi Bodmer (Bollenrüti)
33. Willi Badraun
34. Hans Blatter
35. Hans Bachmann
36. Willi Fuchs (Pfaffhausen)
37. Ernst Wettstein (Halden)
38. Erika Hintermann (Pfaffhausen)
39. Silvia Bienz
40. **Elsa Zollinger**
41. Vreni Hauser (Sägerei)
42. Walter Maurer
43. Walter Senn



Primarschule Fällanden 5. – 8. Klasse
Lehrer: Hans Klöti

2. Juli 1945

1. Hans Schmid (Neuhaus)
2. Max Diener
3. Gushti Schmid
4. Hans Klöti
5. Karl Marugg
6. **Willi Maurer**
7. Karl Knecht (Schüracher)
8. Rosmarie Bernet
9. Elsbeth Schulthess (Benglen)
10. Betty Benz
11. Erika Wettstein (Halden)
12. Ruth Hintermann
13. Lore Zingre
14. Anna Marugg
15. Erika Hintermann
16. Ruth Augsburgsberger
17. Ruth Hauenstein
18. Silvia Ochsner (Pfarrer)
19. Leonie Rub
20. Vreni Wettstein (Benglen)
21. Silvia Bienz
22. Susi Blatter
23. Rosmarie Trüb
24. **Elsa Zollinger**
25. Heinrich Weber (Neuhus)
26. Armin Bickel
27. Paul Sieber



Max Maurer

31. Juli 1942



In meinem Elternhaus, dem Restaurant «Kreuz», herrschte ein Leben auf engem Raum. Die Familie mit den beiden Buben, die Mitarbeitenden im Gastbetrieb, die Metzger und der Küchengehilfe, jedermann musste sich tagsüber an den

andern vorbei bewegen.

Der Alltag war arbeitsintensiv. Noch fehlten all die heute so selbstverständlichen elektrischen Geräte. Die Frauen strickten bei jeder Gelegenheit, wo immer möglich wurde eigenhändig geflickt. Die stets grosse Wäsche alle vierzehn Tage im ehemaligen Kuhstall des Nachbargebäudes war jedes Mal eine spezielle Anstrengung.

Beheizt konnten nur zwei Stockwerke werden, im Restaurant stand ein Kohleofen. Wenn wir Buben einmal krank waren, wurden wir vorübergehend im Elternschlafzimmer untergebracht.

Lehrjahre

Ich hatte immer grosses Interesse für Autos und am Mechanischen. Heute betreibe ich es als Hobby. Ich war als Bub oft bei Hauser Jean, *Sunnetal*, der betrieb ein Transportgeschäft. Dort hatte es eine Tankstelle, so eine mit zwei 5l-Gläsern. Gerne schaute ich zu, wie die Chauffeure ihre Lastwagen flickten.

Ich half aber auch immer mit im Betrieb, während mein Bruder sich extra dumm anstellte; für ihn war die Metzgerei ein rotes Tuch. So wollte ich schliess-



Abbildung 23
Bis 1969 waren im «Kreuz» unter einem Dach vereint: Wohnhaus, Gaststube und der Laden der Metzgerei (versteckt hinter dem Baum).

lich doch eine Metzgerlehre machen, aber mein Vater fand, in der eigenen Metzgerei gehe das nicht. Ich hätte die Lehre gern in Bubikon gemacht, weil wir dort über Verwandte Beziehungen hatten. Aber der dortige Metzger Hofmann fand, so es *prings Pürschtli* könne er nicht brauchen, ich solle zuerst noch ein Jahr ins Welschland, was ich dann auch machte: ich besuchte eine Schule in Cressier. Aber als ich zurückkam, war die Stelle vergeben. So machte ich meine Lehre in Bäretswil. Danach arbeitete ich noch in Genf und in Zürich.

Metzgerei Fällanden

Unterdessen wurde immer klarer, dass der Betrieb in Fällanden den neuen Bestimmungen nicht genügte und so keine Zukunft hatte. Meine Mutter sagte, wenn ich jetzt nicht zurückkomme, werde der Betrieb geschlossen.

Als ich in den 60er-Jahren zurückkam, waren die hygienischen Zustände nicht mehr haltbar. Im «Kreuz» hatten wir ein kleines Lädli. Kälber wurden im *Hüüsli* (zwischen «Kreuz» und Morgenegg) geschlachtet, grössere Tiere bei Favre hinten. Das Konfiskat, die Schlachtabfälle, holte der Abdecker Häuptli Emil jede Woche ab und vergrub sie in der Waldkurve beim Bach in einem Loch, das er notdürftig mit Erde zudeckte.

Anfang der 60er-Jahre begannen wir mit der Gemeinde unsere Zukunft zu planen. Das Planungsbüro Martin Steiger machte einen Vorschlag für eine ganze Zeile von Läden. Diesem Gestaltungsplan im so genannten *Chliine Cheer* konnten nicht alle Grundeigentümer zustimmen. Hievon ist das Modell in der Sammlung der IGFG erhalten. Später

versuchten wir es im Alleingang, erwarben die Liegenschaft neben dem Gasthaus und liessen sie abbrechen. Mangels Finanzen blieb der Baugrund ein Jahr leer. Erst am 14. Oktober 1969 konnte die neue Metzgerei eröffnet werden.



Abbildung 24

Der Gemeinderat lehnte das Projekt von Familie Maurer mit einem Satteldach ab und verlangte eine moderne Bauweise, so wie es den Planern der späten 60er-Jahre vorschwebte. Der zum Abbruch geweihte Flarz war das Wohnhaus von Gottfried und Emma Blättler, den Grosseltern von Paul Blättler (siehe Seite 10).

Mein Vater hatte bis drei Metzger. Alles wurde selber gemacht, auch geschlachtet, man hatte kaum Maschinen und komplizierte Arbeitsabläufe. Bei uns wurden jede Woche 6–8 Schweine geschlachtet, und zwar im gleichen Raum, in dem man vorher gewurstet hatte. Kühlräume gab es nicht, man hängte zwischen den Schweinehälften Stricke auf und zündete sie an, ihr Glimmen produzierte gerade genug Rauch, um die Fliegen zu vertreiben.



*Abbildung 25
Beim Umzug durchs beflaggte Dorf anlässlich des Musikfestes 1947 führten die drei Metzger Walter Hafner, Werner Liechti und Karl Baumann stattliche Ochsen mit. Die Holzbeige rechts war der Brennholzvorrat für das Restaurant und die Metzgerei.*

Schon früher schrieben wir immer an, woher die Tiere kamen. So konnten wir die Qualität steuern. Ich wusste doch genau, welcher Bauer wie füttert. Die Altersbestimmung machten wir damals am lebenden Tier (Zustand der Zähne). Heute muss man sie machen auf Grund der Wirbel am toten Tier, weil seit der BSE-Krise alle Köpfe gleich weggeworfen werden.

Wir kannten alle unsere Lieferanten, es gab viel mehr Kleinbetriebe in und um Fällanden. Beahlt wurde bar, die Bauern kamen ins «Kreuz», um sich auszahlen zu lassen. Wir hatten immer Autos. Der Hauslieferdienst war sehr wichtig. In Fällanden lieferten wir nicht, aber in Pfaffhausen, Binz, Ebmatingen, bis auf die Forch, in Schwerzenbach und Maur, wo mein Vater familiäre Beziehungen hatte. Mit der allgemeinen Mobilität wurde das überflüssig, in den letzten Jahren belieferten wir nur noch Engros-Kunden. Das Fleisch beziehen wir heute vom Schlachthof Zürich.

Früher verkauften wir Bratwürste, Cervelats und Schübli. Letztere kann man heute fast nicht mehr verkaufen, auch Blutwürste sind wenig gefragt. Bratwürste und Cervelats brauchen wir ungefähr gleich viele wie zur Zeit meines Vaters.

Die Essgewohnheiten haben sich verändert, die Leute wollen mageres Fleisch – und essen 'verstecktes' Fett in Schachtelkäse, Streichwurst etc.

Wir machten auch Kutteln, die muss man auf beiden Seiten sehr sauber abschaben. Früher gab es auch Spezialisten, Kuttler. Das Kuttelfett macht ganz feine Hände, daran kann man einen Metzger erkennen!

Dorfleben

Das Dorfleben war schon ganz anders, da gab es nicht so viel 'action' wie heute. Das Haushalten war mühsam, alle 14 Tage Washtag, teils von Hand, man flickte die Kleider selber und strickte Socken – heute ist ja die Wolle teurer als fertige Socken.

Frauen kamen früher nie ins Wirtshaus. Während die Männer dort einen Jass klopften, trafen sich die Frauen vielleicht zuhause zum Kaffee oder machten gemeinsam *Fasnachtschüechli* oder so. Meili Marie war die erste, die zu uns ins «Kreuz» kam, die andern tauchten höchstens auf, wenn sie ihre betrunkenen Männer oder Söhne abholen mussten. In den Wirtsstuben gab es Ventilatoren, mit denen wurde immer Unfug getrieben: einer (Walti Senn, Schuhmacher) stand im Suff auf den Tisch, als seine Mutter ihn abholen wollte, und warf einen Gladiolenstrauss in den Ventilator, so dass seine Mutter vor dem Haus mit *verföztelten* Blütenblättern übersät wurde. Oder Bachofen Schang, den musste seine Mutter oft holen, und er fiel auch mal im schönsten Sonntagsgewand in den Dorfbach.

Musik, Männerchor und Schützenverein: das hatte einen riesigen Stellenwert, wenn die eine Abendunterhaltung, ein *Chränzli* auf die Beine stellten.

Das war die einzige Form von Unterhaltung im Dorf, auch die einzige Gelegenheit zum Tanzen und sich dem anderen Geschlecht zu nähern – da gab es noch keine Television und nicht jeden Tag irgendwo 'Rambazamba' wie heute. Als mein Vater Präsident des Schützenvereins war, hat er jedes Jahr ein Schützenfest *aatäigget*.

Zu meiner Zeit fuhren gerade mal vier Frauen Auto: meine Mutter, Martha Sieber, Klara Blättler und die Frau von Wegmann Jean.

Die Verkehrsbeziehungen waren auch ganz anders:

die Ebmatinger Bauern zum Beispiel waren nach Fällanden orientiert wegen der Schmiede, und wenn sie auf einem Viehmarkt eine Kuh gekauft hatten, mussten sie diese in Schwerzenbach auf dem Bahnhof abholen und sie über Fällanden den Berg hinauf treiben.

Es war interessant mitzuerleben, wie sich das Dorf entwickelte. Der erste grosse Bau war das Schulhaus Lätten, die erste Etappe, die kostete etwa Fr. 600'000. Gleichzeitig verkaufte Ruedi Wettstein seinen *Gwèèrb* in der Benglen, und weil er dafür Fr. 600'000 an Grundstückgewinnsteuern abliefern musste, hiess es im Dorf: „*De Wettstai Ruedi hät s Schuelhuus zalt.*“

Das zweite grosse Haus war das beim SPAR. Im Berg oben ging es langsamer. So kannte man die Geschichte von jedem Haus.

Als Metzgerssohn lieferte ich das Fleisch selber aus im ganzen Dorf, zweimal am Tag, und kam so in fast alle Häuser. Bei Ochsners in Pfaffhausen durfte ich mich oft mit an den Tisch setzen zum Znüni; da war nicht nur die grosse Familie versammelt, sondern auch noch ein Knecht und eine Magd.

Ich erfuhr sehr viel über die Leute und ihr Leben. Gleichzeitig musste ich auf's Maul sitzen, nicht zuletzt, weil die Familien teils zerstritten waren untereinander.

Viele hatten kein Geld, liessen anschreiben, man musste immer das Büchlein dabei haben und die meist kleinen Summen notieren. Bei einer alten Frau in Maur verleidete es meiner Mutter schliesslich. Sie liess ihr ausrichten, sie streiche ihr die Schuld, aber in Zukunft erhalte sie ihr Fleisch nur noch gegen Barzahlung.

Willi Maurer

16. August 1934 – 18. März 2010



Heute Vormittag suchte ich nach Familiendokumenten, dabei kam mir die Identitätskarte des Vaters in die Hände, ausgestellt von Hämig, dem Sekretär der Gemeindekanzlei, die damals in einem oberen Stockwerk des heutigen Fotogeschäftes in Fällanden untergebracht war.

Geboren wurde er 1892. Seine erste Frau starb. In zweiter Ehe verheiratete er sich 1931 mit meiner Mutter, Hulda Bohli von Rüetschwil bei Bäretswil. Unser Sonntagsausflug per Velo führte uns jeweils dorthin zu unseren Grosseltern. Zwei Stunden benötigten wir für einen Weg, der uns durchs Aatal via Wetzikon, Kempten und Bäretswil ans Ziel führte. Und abends gings dann wieder zurück. Zur Zeit, als meine Mutter noch in Rüetschwil wohnte, arbeitete sie in der Textilfabrik in Neuthal, bei Bauma.

1932 wurde mein leiblicher Bruder, Walter, geboren. Er war es, der den Landwirtschaftsbetrieb der Eltern weiter führte. Er war im Gemeinderat, wollte endlich in den 90er-Jahren kürzer treten, als er nach einer Herzoperation einer Embolie erlag. Desgleichen übrigens die Mutter 1976 im Spital Uster.

Der Vater war Zeit seines Lebens mit zwei gleichaltrigen Männern in enger Freundschaft verbunden. Der eine, Bodmer Albert, Wegknecht, aus dem Ortskern von Benglen, der andere, Bodmer Fritz aus der Bollenrüti. Vater starb 1960.

Kindheitserinnerungen

1934 kam ich zur Welt. Ich war ungefähr sechs-, siebenjährig, als Vater während des Krieges mit uns auf den Velos nach Oerlikon fuhr, nachdem dort Bomben abgeworfen worden waren. Wenn Vater Zeit hatte und hier war, verfolgten wir das aktuelle Geschehen. Am Radio hörten wir die Berichte der Weltchronik, wir Kinder mäuschenstill. Meine Eltern waren daran sehr interessiert.

Vor allem eindrücklich sind mir die Ereignisse der Kriegsjahre in Erinnerung geblieben. Während der Vater oft lange im Militärdienst weilte, war Mutter allein verantwortlich für den ganzen Betrieb auf dem Bauernhof.

Von den Kriegswirren sind die Überflüge der Bomber unvergessen, abends rollte man die schwarzen, papierenen Jalousien zur Verdunkelung der Fenster herunter. Bomber landeten auf dem Militärflugplatz. Mit dem Vater fuhren wir auf den Fahrrädern nach Wangen/Dübendorf, um die in Reih und Glied stehenden Flugzeuge zu bestaunen. Es waren Amerikaner; Kreuzchen in Fünferpaketen zeugten von ihren Einsätzen. Von der Schweizer Luftwaffe wurde ein Bomber in den See dirigiert, Fallschirmabsprünge erfolgten. Man sagte auch, einer sei in Meilis Hühnerhof gelandet; ich weiss es nicht.

Landwirtschaft auf dem Fällander Berg

Finanziell nicht auf Rosen gebettet, führte mein Vater seine Landwirtschaft am Fällander Berg, wo heute Ruedi, Walters Sohn, wirtschaftet. Obst und Kartoffeln waren wichtige Erzeugnisse. Mit einer Kartonschachtel voller Muster an Äpfeln und Kartoffeln auf dem Gepäckträger besuchte mein Vater die Häuser oberhalb des Klusplatzes um Bestellungen aufzunehmen, am Höhenweg, an der Biberlinstrasse usw. in Richtung des Degenried-Waldes. Zu Hause hatten wir Kinder dann in der Scheune Stroh auf dem Boden auszubreiten, die Äpfel und Kartoffeln darauf auszulegen und gemäss den Bestellungen zu verpacken. Die Lieferungen erfolgten per Pferdefuhrwerk. Wir Buben kauerten uns in den Kellern der Kunden in die Hurde und betteten die Feldfrüchte sorgsam ein.

Beim seinerzeitigen Bäcker an der Asylstrasse holte Vater jeweils sackweise überschüssiges, steinhartes Brot ab, das dann zum grossen Teil unseren Schweinen verfüttert wurde. Für uns Kinder ergab sich ein Nobelessen, wenn wir altbackene Weggli in Milch getaucht verzehren durften. So etwas kannten wir nicht, ebenso wenig die unterschiedlichsten Brotsorten.

In den Kriegsjahren war die Versorgungslage der Bauern etwas besser als in den Städten. Damals herrschte in den Lebensmittelläden die verordnete Rationierung. So versorgten wir 'unter dem Tisch durch' die einen und andern von unseren langjährigen Kunden mit Hühnern, Eiern, Fleisch geschlachteter Schweine, und verdienten so zusätzlich ein paar Batzen. Zudem wurde, je länger der Krieg dauerte, die Versorgungslage mit Heizmaterialien in der

*Abbildung 26
Die symmetrische Giebel-
seite von 'Chämifääger
Muurers' Wohnhaus
verrät das ehemalige
Zweifamilienhaus.
Der Zuname geht auf den
Grossvater von Willi
zurück, der ebenfalls
Chämifääger war.*



Stadt schwierig, es fehlten Koks und Anthrazit. So sprengten wir die Wurzelstöcke gefälltter Bäume. Ins Holz gebohrte Löcher füllten wir mit Dynamit und Zündschnur und liessen es krachen. Diese Stockteile luden wir den Kunden ins Auto. Auch Kartoffeln wurden gerne mitgenommen. Wir hatten insbesondere einen Kunden, der während des Krieges oft bei uns Waren bezog, im Nachhinein offenbar aber verlauten liess, so jetzt könnten wir unsere Ware wieder selber 'fressen'. Die Erfahrung solcher Herablassung machte Vater sehr zu schaffen. „Der muss bei uns nichts mehr holen kommen, auch keine Eier mehr!“, nahm sich Vater vor.

Vorab zu Erntezeiten mussten wir Kinder mithelfen. So beim Heuen und Emden, beim Runkelrüben einbringen. Noch vor der Güterzusammenlegung hatten wir das meiste Land auf dem Berg. Ein Teil der *Sängglen* gehörte uns. Wo heute die beiden Mehrfamilienhäuser stehen, war die Einfahrt zum bebaubaren Ackerland, das bis an den Rand des kleinen Gehölzes reichte. Weiter hangab, in *Gättenhusen*, wo heute noch die Wasserfassung ist, oberhalb des *Ofengupfs*, besaßen wir Land. Wiesland nicht unweit davon war ebenfalls unser Eigen.

Anlässlich der Güterzusammenlegung reichte die Landflächenzuteilung nicht für alle Pfaffhauser Bauern. So wurde uns das Land auf dem Gebiet der heutigen Kläranlage zugeteilt, wo der Dorfbach in die Glatt mündet. Nach der Schule mussten wir oft dort unsere Eltern aufsuchen und bei der Arbeit mithelfen. Im zweiten Teil der Güterzusammenlegung erhielten wir unser Land etwas weiter weg von der Glatt, wo auch Feldscheunen standen. In unserem Hüttchen war ein so genannter Zylinderofen, den Mutter vor Mittag in Betrieb nahm, damit wir dort unser Essen aufwärmen und einnehmen

konnten. Je nachdem, ob am Nachmittag Schulunterricht angesagt war oder nicht, blieb die ganze Familie vor Ort.

Ein grosses Problem war die Heimschaffung unserer Erntegüter. Runkelrüben und Getreide wurden in Wagenladungen mit dem Kuhgespann ins Dorf auf den Vorplatz von Attingers Schmiede gefahren. Den Erntewagen von dort den Berg hinauf zu bringen, war ein Problem, das auf unterschiedliche Weise gelöst wurde. Zum Beispiel erhielten wir Hilfe von Familie Fuchs aus Pfaffhausen, deren Männer durch Abändern des Getriebes einen Auto-Traktor hergerichtet hatten, der stark genug war, die schweren Wagen die steile Zürichstrasse empor zu ziehen. Oder da war Landwirt Hauser im Geeren, in unseren Augen ein Herrenbauer, an dem wir empor blickten. Er besass ein Lastauto, trug standesgemäss ein Jackett und Krawatte, der alte Hauser, und ging auf den Handel. Bei uns kaufte er Äpfel und anderes, um sie weiter zu vertreiben. Hauser beförderte uns gegen Entlohnung ebenfalls unsere Ernteladungen vom Dorf bergaufwärts zu unserem Heimwesen.

Das Entladen war jeweils das 'Zückerchen', galt es doch beispielsweise nach Feierabend noch zwei drei Fuder Heu im Tenn abzuladen. Unter dem Scheunenfirst war eine Laufkatze an einer Schiene befestigt. Mittels elektrischer Steuerung lenkte sie der Vater auf die Höhe des Heufuders, wo er die Greifzange offen in einen grossen Wust Heu drückte und die Zange schloss. Aufgezogen glitt die Ladung über den Heustock, bis wir Buben mit Rufen den Abwurf verlangten; auf dem Wagen stehend hatte Vater ja nicht die erforderliche Sicht. Der abgeworfene Wisch musste nun von uns auseinander gezerrt und bis in die Ecken des Stockes regelmässig

verteilt und erst noch festgestampft werden. Das war heisse, schweisstreibende Arbeit. Und schon erschien der nächste Wisch über unseren Köpfen! Wir wurden staubig dabei. Noch war nicht alles mechanisch so ausgefeilt wie heute. Viel Handarbeit musste geleistet werden.

Später konnten wir Bäcker Wettsteins Pferd, einen Fuchs, abkaufen. Wie waren wir stolz über diese Errungenschaft! Mit Hilfe des Pferdes wurden die Erntearbeiten sehr erleichtert.

Auch wenn während des Winters in der *Grueb* unterhalb von Piperatas Haus Bäume gefällt wurden, zog unser Fuchs am Flaschenzug die Stämme aus dem Bacheinschnitt durchs Unterholz an den Waldrand. Ein Baum pro Tag war jeweiliges stolzes Tagwerk; man vergleiche das mit heute! Ohne Helm, Ohrenschutz und vielem mehr – undenkbar ...

Es ging noch geruhsam zu und her. Beim Fällen der Bäume zu zweit in gebückter oder kniender Haltung trug man Knieschoner und arbeitete mit der grossen Waldsäge. Mit dem Eintreiben eines Keiles schaffte man nicht nur dem Sägeblatt genügend Raum sondern suchte auch, die gewünschte Fallrichtung zu bestimmen. Die Mitglieder der Holzkorporation wurden mittels Kirchenglocke aufgeboten. Der Vater erhielt seinen Pflichtteil zugewiesen, genau wie alle andern. Am Mittag nahmen die im Geviert tätigen Männer am Feuer ihre von uns Kindern in den Wald hinaus getragene Mahlzeit ein.

Meine Mutter musste den Haushalt ohne Hilfe bewältigen. Und mit dem Geld lief es stets gleich, es wurde für den Aussenbetrieb eingesetzt, und Muters Wünsche und Bedürfnisse im Haushalt, wie Küchengerät und anderes mehr, blieben meist unerfüllt.

Auf dem Ustermärt wurden kleine Schweine gekauft. Damals war der Markt in Uster noch ein Viehmarkt im Sinne des Wortes.

Zum Kauf von Kühen fuhr Vater immer zum Viehhändler nach Grüşch in der Nähe von Küblis im Prättigau. Anschliessend wurden die Tiere mit der Bahn nach Schwerzenbach befördert, wo wir sie abholten. Wenn die Rinder zur Sömmerung auf die Alp gebracht wurden, hatten wir sie erst zum Bahnwagen auf der Station Schwerzenbach zu jagen. Im Spätsommer ging es dann in umgekehrter Richtung zurück. Selbstverständlich stets zu Fuss. Eine Verbindung des öffentlichen Verkehrs bestand nicht. Der Pöstler fuhr tagtäglich per Velo mit Anhänger zur Station die Post für Fällanden abholen, bevor er sich auf den Weg machte zu den einzelnen Haushalten in den drei Gemeindeteilen.

Nachbarn

Hangabwärts, in Richtung Dorf wirtschafteten Buris, und dort, wo heute Fritz Gfellers Haus steht, befand sich die Gärtnerei Peter, wo ein Jude namens Blattmann wohnte. Vor dem Krieg kam der jeweils zu uns, um hinter der Scheune ein Huhn zu schächten. Das Federvieh wurde angeritzt, so dass das Blut ausfliessen konnte. Wir Buben schauten dem Treiben aus Distanz zu und hatten eigenartige Empfindungen dabei. Wir empfanden es als Tierquälerei. Für Gärtner Peter machten wir uns mit einem kleinen Karren auf die Suche nach *Rossbole*. Damals lag noch viel Pferdemit auf Strassen und Wegen. Ab und zu mischten wir etwas Dreck bei, um die Fuhre voll zu bekommen. Für eine Ladung bekamen wir meist 20, selten 50 Rappen. Ich sehe heute noch die Dole im Betonboden, neben die unsere

Ausbeute gekippt wurde. Der Deckel wurde entfernt und dann die Ladung mit einem Stecken geprüft, ob wir auch ja das Richtige hergebracht hatten, und ins Loch geschoben.

Schule

Die erste und zweite Klasse besuchte ich bei Lehrer Walder im oberen Stock des alten Schulhauses, die dritte bis sechste Klasse bei Lehrer Klöti. Vor unserem Gespräch habe ich die seinerzeitige Klassenfoto herausgesucht (Abbildung Seite 43). Da sind noch viele Fällander zu entdecken, die heute nicht mehr leben. Das war gegen Ende des Krieges.

Das Kriegsende war ein Aufatmen, eine Freude! Nun war der Vater wieder daheim, eine spürbare Erleichterung, vorab für die Ehefrau, die zuvor immer präsent sein musste. Aber eigentlich ist es uns gut gegangen, vor allem nach dem Krieg. Und während der Kriegsjahre wurden wir sogar beneidet, wir hatten stets genügend zu essen.

Prägende Erinnerungen aus der Zeit meiner Schulzeit sind auch die Theateraufführungen auf dem Schulhausplatz; der 1. August war stets ein grosses Fest. Wir stellten Brückenwagen auf und bekränzten sie, um dann auf diesen Bühnen Theater aufzuführen. Ich erinnere mich noch an den Text, den ich einmal zu sprechen hatte: „O Ofen, o Ofen, ich muss dir etwas sagen, das darfst du keinem Menschen klagen.“ Wohl im Zusammenhang mit der Luzerner Mordnacht ... Das habe ich bis heute im Hinterkopf.

Aus Anlass des 1. August gingen wir von Tür zu Tür Geld sammeln. Davon kauften wir Feuerwerkskör-

per fürs gemeinsame Feuerwerk. Wir erhielten nur kleine Beträge, waren aber sehr stolz, wenn wir am Abend einen Vulkan zünden konnten. In der *Zweieren* oben, nahe der Familie Augsburgers, erstellten wir den Holzstoss, nachdem wir im Wald Fallholz gesammelt hatten. Irgend jemand war mit dem Pferd behilflich und führte das Brenngut zum Feuerplatz, wo es aufgeschichtet wurde.

Die Sekundarschule besuchte ich in Dübendorf. Hans Meier und *Schaaggi* Meier waren unsere Lehrer. *Schaaggi* Meier war ein Original. Er war sehr streng, wir hatten mächtig Respekt vor ihm. Untergebracht waren wir im Schulhaus Grüze. Den Weg bewältigten wir mit dem Velo. Ich fuhr auf Mutters Damenvelo, welches sie schon als junge Frau für den Weg zur Fabrik benützt hatte. Drei Jahre legten wir täglich diesen Weg zurück, über Mittag kehrten wir heim. Wir Fällander trafen uns stets bei Attingers Gartenhag. Hans Schmid, der Bruder von *Gushti* Schmid war dabei, er lebt heute nicht mehr. Ich bewunderte damals Hans Schmid's Velo, ein englisches Rad mit Stabbremsen. Wir fuhren ohne Bremsen, nur mit Rücktritt ausgerüstet und ohne Gangschaltung. Willi Fuchs, heute Architekt in Pfaffhausen, liess uns jeweils sein Velo den Steilhang hochstossen und gab uns dafür 20 Rappen. Die Sekundarschulzeit ist mir in guter Erinnerung geblieben. Noch immer treffen wir uns zu Klassenzusammenkünften.

Ausbildung

Nach dem Besuch der dritten Sekundarklasse – hier habe ich den seinerzeitigen Lehrvertrag in Händen – habe ich in Pfäffikon bei Kaminfegermeister Mock

die Lehre als Kaminfeger angetreten. Als Wochenlohn im ersten Lehrjahr erhielt ich fünf Franken. Im Monat also 20 Franken, und Vater musste noch ein Lehrgeld bezahlen, jedes Jahr 100 Franken. Wobei ich Kost und Logis beim Lehrmeister erhielt. Jedes Wochenende radelte ich entweder über Wermatswil oder via Fehralt Dorf, Gutenswil nach Hause. Dabei musste ich am Samstag erst noch die Waschküche putzen, Holz spalten, den Hausplatz wischen und anderes mehr. Dann entliess mich der Lehrmeister. Sonntagabend musste ich wieder einrücken. Unter dem Dach, auf der Winde, war ein Verschlag eingerichtet worden mit Brettern. Es war wie ein eingebauter Hühnerstall. Am Morgen drückte der Chef in der Küche eine elektrische Glocke, mit der er mich weckte. Er bereitete das Frühstück und dann gings auf die vorbereitete Runde. Wir waren nicht nur in Pfäffikon, auch in Russikon, in Weisslingen, ebenso in den Weilern Gündisau, Theilingen und Neschwil. Auch *Im Himmelriich* und in Hermatswil. So kamen wir in jedes Bauernhaus, wo es in den Küchen zu tun gab.

Zum Teil arbeiteten wir auch in Fabriken. Firma Moos in Weisslingen oder Firma Huber / Suhner in Pfäffikon. In den Industriebetrieben Dampfkessel zu reinigen war harte Arbeit.

Abbildung 27
Lehrvertrag von Willi Maurer;
darin ist unter anderem der
Wochenlohn im ersten Lehr-
jahr auf Fr. 5.– festgesetzt.

SCHWEIZERISCHER KAMINFEGERMEISTER-VERBAND

LEHRVERTRAG

NORMALFORMULAR FÜR GEWERBLICHE BERUFE

AUSGEARBEITET VOM SCHWEIZERISCHEN GEWERBEVERBAND,
SCHWEIZERISCHEN FRAUENGEWERBEVERBAND UND
SCHWEIZERISCHEN GEWERKSCHAFTSBUND, SOWIE VON DER
DEUTSCHSCHWEIZERISCHEN UND WELSCHSCHWEIZERISCHEN
LEHRLINGSAMTERKONFERENZ



Betriebsinhaber: *Alf. Hutz u. Sohn*

Arbeitsort: *Pfäffikon*

Lehrling: *Willi Maurer*

Lehrtochter:

Beruf: *Kaminfeger*

Lehrzeit: *1. Mai* 19*52* bis *1. Mai* 19*53*

13. Die Anschaffung von Kleidern, Wäsche, Berufskleidern, Berufswäsche fallen zu Lasten des gesetzlichen Vertreters.

VII. Vergütungen

14. Der gesetzliche Vertreter verpflichtet sich, ein Lehrgeld von Fr. *300.-* zu entrichten, zahlbar:

Fr. *100.-* nach Beendigung der Probezeit,
Fr. *100.-* am Ende des 1. Lehrjahres,
Fr. *100.-* am Ende des 2. Lehrjahres.

Bei vorzeitiger Auflösung des Vertrages ist das Lehrgeld nach Maßgabe der Dauer der zurückgelegten Lehrzeit in der Weise zu berechnen, daß $\frac{1}{3}$ auf den ersten Drittel, $\frac{1}{3}$ auf den zweiten Drittel und $\frac{1}{3}$ auf den letzten Drittel der Lehrzeit entfallen, wobei von der Gesamtsumme auszugehen ist.

15. Der Lehrling erhält für seine Arbeitsleistung folgenden Lohn:

1. Lehrjahr per Stunde, Tag, Woche, Monat Fr. *5.-*
2. Lehrjahr per Stunde, Tag, Woche, Monat Fr. *10.-*
3. Lehrjahr per Stunde, Tag, Woche, Monat Fr. *15.-*
4. Lehrjahr per Stunde, Tag, Woche, Monat Fr. *20.-*

VIII. Anschaffung des Werkzeuges

16. Der Lehrling benötigt folgendes persönliches Werkzeug:

Die Anschaffung erfolgt nach Weisung des Betriebsinhabers. Für die Kosten hat der gesetzliche Vertreter aufzukommen.

Hat der gesetzliche Vertreter die Kosten für die Anschaffung des vorerwähnten Werkzeuges zu übernehmen, so ist ihm die Wahl der Bezugsquelle freigestellt. Die Anschaffung muß nicht vor Ablauf der Probezeit erfolgen.

5

Immer wieder mussten wir in alten Küchen offene Kamine – so genannte Schlupfkamine – erklimmen. Das heisst, erst über die angestellte Leiter in den Rauchfang bis zum Kaminbeginn hochsteigen und dann mit Ellbogen und Knien gegen die Wände abstützend aufwärts robben, hinauf bis zum Kaminhut und so die Wände reinigen. Anschliessend wieder zurück. Das war selbstredend die Arbeit des Lehrlings!

Ein besonderes Kapitel waren die Fabrikdampfkessel. Das Hochkamin, das noch immer in Pfäffikon steht, habe ich mehrmals erstiegen. Im Innern waren Steigeisen angebracht. Ein aus Tannenreisig eigens angefertigter mächtiger Besen musste mit hochgenommen und beim Absteigen mit der freien Hand das Kamin gerusst werden. Durch den so ge-

nannten Zug kontrollierte der Chef von unten die gründliche Ausführung meiner Anstrengungen. Er sah natürlich die durch die Zugluft aus dem Kamin auf und davon stiebenden Russpartikel.

Aus der Dampfkessel-Feuerung führen riesige, gewundene Flammrohre zur Erzeugung von Dampf. Da durchzukriechen und die abgelagerte Flugasche zu beseitigen, war Schwerstarbeit. Daran anschliessend galt es, noch das Hochkamin zu ersteigen und zu reinigen. Unabdingbar war dabei das Tragen einer Maske sowie eines Nackenschutzes.

Kaminfeger in St.Moritz und Zürich

Nach der Lehre arbeitete ich während eines guten halben Jahres in St. Moritz, wo wir in all den grossen Hotelküchen im «Palace», «Kulm» und anderen nach der abgeschlossenen Nachtschicht die mit Anthrazit (beste Kohle!) geheizten Kochherde reinigen mussten. Erst wurden mit einem kleinen Kran die schweren, gusseisernen Herdplatten abgehoben, seitlich verschoben und auf Holzprügel abgesetzt. Verzweigte Rauchschrächte sorgten für das Erwärmen der Teller und bereitgestellten Kasserollen, bevor der heisse Rauch durch den Kamin abzog. Viel Arbeit war da von uns in kürzester Nachtzeit zu erledigen. Das war im Lauf der 1950er-Jahre in den Ortschaften Samedan, Pontresina, Celerina. Die umliegenden Dörfer erreichten wir mit dem Auto, dessen hintere Sitze ausgeräumt waren und so Platz für den Lehrling und das Werkzeug geschaffen war. Viel habe ich in kurzer Zeit gesehen und erlebt, und immer wieder begegnete ich anderen Leuten. Für mich war es sehr interessant.

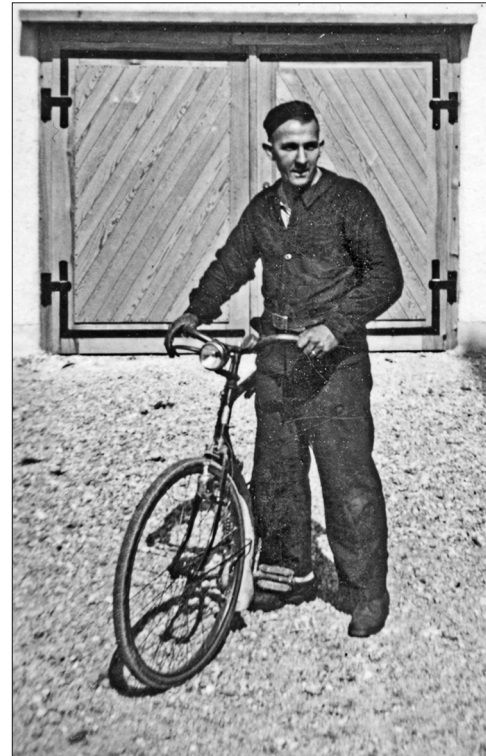


Abbildung 28
Willi Maurer als Chämifääger mit dem
Velo unterwegs, Sommer 1951

Nachdem ich in St. Moritz tätig gewesen, wechselte ich nach Zürich an die Hochstrasse. Hier hatte der Sohn meines Lehrmeisters, ebenfalls Kaminfegermeister, sein Geschäft. Die Stadt kannte zu jener Zeit die so genannte Gunstarbeit; das heisst, in Fällanden stellte früher der Gemeinderat einen für die ganze Gemeinde zuständigen Kaminfeger an, der überall für die feuerpolizeilichen Aufgaben zuständig war. Anders in Zürich, obwohl ebenso alle feu-

erpolizeilichen Vorschriften gelten, ist hingegen der Kaminfeger von der Kundschaft frei wählbar, wie übrigens heute auch in unserer Gemeinde. Hans Mock besass ein Motorrad, einen Harley, mit Seitenwagen, auf der eine Kiste für das Werkzeug montiert war. Damit fuhrwerkten wir am Zürichberg. Teils wurden die Heizungen mit Oel betrieben, aber auch viele mit Kohle. Täglich mussten letztere bedient, das Feuer von Schlacken gereinigt und neue Kohle nachgefüllt werden. Das war die Aufgabe der so genannten Heizer. Einige von ihnen lernte ich im Lauf der Zeit kennen, schaute ihnen bei der Arbeit zu und lernte, was ihrerseits zu tun war.

Diese Männer wollten auch einmal Ferien machen, und so betätigte ich mich während meiner zehn oder vierzehn Ferientage als Heizer. Ausgerüstet mit einem Bund von Schlüsseln, stieg ich morgens früh hinunter in die Heizkeller. Während der Nacht waren die Heizungen gedrosselt in Betrieb gesetzt. Mittels einfacher Kettenmechanik hatte man die Frischluftzufuhr am Abend herabgesetzt. Die im Lauf der Nacht zu Schlacke gewordenen Kohlenreste musste ich nun im teilweise über zwei Meter messenden Feuerraum mit langem Spiess an die Oberfläche des Brandgutes schaffen und dann sorgfältig mit einer Zange herausholen. Glühend heisse Ware, die in eine bereitstehende Tonne geworfen wurde! Nachdem der Sauerstoff wieder ungehinderten Zugang hatte, füllte ich den Feuerraum mit neuer Kohle. Kurz gesagt: Erst die Schlacke herausholen, dann Kohle schaufeln, nun die Frischluftzufuhr neu einstellen und weiter gings zum nächsten Gebäude! Tagtäglich also immer die gleiche Arbeit. Und hatte man einmal seine Sache nicht zufrieden-

stellend erledigt, kam bald der Telefonanruf der Bewohner, sie würden frieren. Da wusste man, was schleunigst zu tun war.

Bei meinem Arbeitgeber bot sich irgendwann Gelegenheit, Dachdeckerarbeiten auszuführen. Dabei kam ich weit herum, unter anderem bis Grenchen. Mock nahm Arbeiten bei Grossüberbauungen an. Beispielsweise deckten wir im Gfenn, Dübendorf, die gesamte Einfamilienhaussiedlung. Logis bezogen wir während der weiter entfernten Grossaufträge in Hotels. Meist buckelten wir die Ziegel, vereinzelt stand ein einfacher Kran zur Verfügung. Mir gefiel jedenfalls diese Arbeit.

Nach der Wohnsitznahme in der Gemeinde half ich dem hiesigen Kaminfeger Markwalder senior noch einige Zeit, Dacharbeiten in Pfaffhausen auszuführen.

Im Lauf der Jahre aber war mir klar geworden, dass ich noch etwas anderes anpacken wollte, und so meldete ich mich 1959 zur Polizei der Stadt Zürich.

Fritz Müller

11. März 1904 – 21. Juni 1995



Von Lützelflüh BE kommend hatte mein Vater im Juli 1906 das Haus «Zum grünen Berg» erworben. Ich war damals zweieinhalb Jahre alt. Mit sieben besuchte ich die erste Klasse und durchlief die acht obligatorischen Schuljahre im 'alten Schulhaus'. Ich wäre *schüüli* gerne in die Sekundarschule gegangen, aber als Bauernbub wurde meine Mithilfe verlangt und als einziger Sohn erwarteten die Eltern selbstverständlich, dass ich den kleinen Bauernbetrieb übernahm. Sechzig Jahre lang wohnte ich unmittelbar neben der Kirche, das hat mein Leben mitbestimmt.

Kirche

Mit 15 begann ich, Sigrist Bodmer beim Läuten der zwei Glocken im Dachreiter zu helfen. Ich legte Geld zur Seite, um ein Harmonium zu kaufen. So wurde ich im Lauf der Jahre Organist und Sigrist, besorgte als Gärtner während 50 Jahren den Friedhof und bestattete die Fällander, die zu Grabe getragen wurden.

Lange Jahre war ich auch Mitglied der Kirchenpflege und zwar in der Zeit, als der altgediente Dachreiter aus dem Jahr 1806 erneuert werden sollte und mit ihm das Geläut. In den Nachbargemeinden ging damals der verächtliche Sing Sang um: „Arm und

Abbildung 29
Fritz Müller 'steht' auf dem
Dorfplatz vor der Kirche,
mit der er sein ganzes
Leben eng verbunden war.
Schülerarbeit nach
einer Zeichnung von
Salomon Corrodi, 1827.



eländ wie's d'Fälländer händ" oder der Ausspruch:
*„Z Fällande müends de Chileturm ame Zwätschge-
 baum aabinde bim Lüüte, susch gheit er obenabe!"*

Tatsächlich musste 1906 der während des Läutens bedenklich schwankende Glockenstuhl mit Eisen verstärkt werden. Die aus dem 19. Jahrhundert stammende zweite Glocke im Dachreiter brach anlässlich eines Gewitters und musste umgegossen werden. Das gelang aber nur teilweise, so dass in der Folge das Geläut unharmonisch tönte.

1932 versagte die Kirchenglocke ihren Dienst. Davon war die Bevölkerung schwerwiegend betroffen, verliess sich doch jedermann – beispielsweise Arbeiter, die nach Schwerzenbach zur Bahn mussten – auf die Stundenschläge, sowie das zu bestimmten Tageszeiten festgelegte Läuten.

Gezwungenermassen musste die Kirchenpflege daran gehen, ein neues Geläut ins Auge zu fassen. Bachofen *Schaaggi* hatte die Initiative ergriffen und die Kirchenpflege ersucht, alles Nötige zu veranlassen. Entgegen aller Bedenken schaffte er es, die Mittel für den Ankauf der neuen Glocken beizubringen. Drei Glocken wurden der Kirchgemeinde von privater Seite geschenkt: die kleinste Glocke von Pfarrer Graf und Familie, die zweitkleinste von Frau Bachofen-Hoppler, die Ratsherrenglocke von Bundesrat Meyer, Nationalrat Wunderli und Kantonsrat Hotz. Für die vierte wurden von Haus zu Haus Beiträge der Dorfbewohner gesammelt. Die Spenden flossen so reichlich, dass beschlossen wurde, den Dachreiter zu entfernen und 1933 von Grund auf einen tragfähigen Glockenturm zu errichten. Spöttisch nannten ihn kritische Fälländer im Nachhinein *Chalbernuggi*.



Abbildung 30
Fritz Müller war mehr als ein halbes Jahrhundert Organist in der reformierten Kirche Fällanden.

Schule

Schulreisen fanden alle zwei Jahre statt. In der zweiten Klasse gingen wir auf den Bachtel, den *Züri-Rigi*. Haben wir uns gefreut darauf! Die Schulpflege fragte einige Bauern, welche Pferde und einen *Fädere-wage* mit aufgeschraubten Sitzen oder Bänken hatten, ob sie uns über Maur und Mönchaltorf nach

In der vierten Klasse war Feusisberg unser Reiseziel. Das Essen mussten wir mitnehmen, denn es war ja Kriegszeit und alles rationiert: Zucker, Milch, Butter, alles. Die Rationierungsmarken waren wichtiger als Geld. Wir packten Brot, Äpfel, was wir so hatten, vielleicht auch einen halben Cervelat in den Rucksack oder die Botanisierbüchse. Meine Mutter gab mir einen Franken mit für eine Limonade oder eine



Abbildung 31

Das Haus «Zum grünen Berg», in dem Fritz Müller 60 Jahre wohnte, steht im Chilerank (links), unmittelbar neben dem alten Friedhof und der reformierten Kirche.

Hinwil fahren würden. So wurde die ganze Gesellschaft auf etwa 6 Zweispännern nach Hinwil transportiert. Von dort ging es dann zu Fuss auf den Bachtel. Das war etwas ganz Schönes, ein Ereignis für uns, wir wurden nicht verwöhnt mit solchen Sachen. Ich erinnere mich noch gut, wie mich die Aussicht beeindruckte und ich wissen wollte, was das für ein See sei dort hinten: der Zürichsee mit Ufenau und Lützelau.

Pilzbrause. Als ich mit nur einem Fünfer zurückkam, fragte sie, was ich denn mit all dem Geld gemacht hätte. „Ich habe eine Brause und eine Limonade gekauft, ich hatte Durst, und ein Weggli!“ Da war sie gar nicht zufrieden, weil ich nicht hausälterischer mit dem Geld umgegangen war. 1920, da war der Krieg vorbei, da hatte man wieder mehr zu Essen. Ich war schon zwei Jahre aus der Schule, aber wir älteren durften auch mit auf die

Schulreise, zum gleichen Preis wie die Schüler. Am Morgen wurden wir schon um halb vier mit Böllerschüssen geweckt, das war das Zeichen, dass es losging. Ob ein Schulpfleger oder der Lehrer die Böllerschüsse abfeuerte, weiss ich nicht. Es war ein wunderschöner Tag. Schnell machten wir uns bereit. Zu Fuss gingen wir über Pfaffhausen nach Witikon, hinunter zur Burgwies und dann zum Bahnhof Enge. Das dauerte zwei Stunden, aber uns machte das nichts aus.

Dort bestiegen wir den Schnellzug nach Luzern. Das war alles neu für mich, damals reiste man noch nicht so oft, nur die Musikgesellschaft, der Turn- und der Frauenverein machten alle paar Jahre mal eine kleine Reise. Von Luzern brachte uns das Schiff zum Rütli. Dort hielt Lehrer Stutz mit uns etwas Vaterlandskunde, dann machten wir noch einen Wettlauf, den meine spätere Frau gewann; die war damals in der fünften Klasse.

1. August

Lehrer Stutz übte mit uns immer eine Szene aus Schillers Wilhelm Tell ein. Er besorgte auch Kostüme und Hellebarden in Zürich. Als Bühne dienten zwei Brückenwagen, vor dem *Chefihüüsli*. Die Dorfmusik spielte, der Gemischte Chor und die Schüler sangen Lieder, der Pfarrer oder der Gemeindepräsident hielt eine Ansprache. Das war jeweilen ein Fest für uns!

Ich konnte nur acht Jahre in die Schule gehen, aber ich hätte sie sehr gerne länger besucht. Ich weiss noch ganz genau: als nach den Ferien der Unterricht wieder begann, musste ich im Laden etwas einkaufen – aber ich wäre viel lieber ins Schulhaus als in den Laden gegangen!

Nachtbubenstreiche

Ein Bauer war bekannt für seinen Geiz. Er soll seiner Frau Babette die Holzscheite für den Herd jeden Tag abgezählt haben! Er hatte nur eine einzige Kuh, der gab er zu wenig zu fressen. Da schlichen einmal Nachtbuben in seinen Stall, banden sie los und bugsierten sie auf den Heuboden hinauf, über eine Rampe, die sie eilig zusammengebastelt hatten und dann wieder entfernten. Die Kuh frass, bis sie satt war, und legte sich dann hin zum Wiederkäuen. Am nächsten Morgen, als der Bauer sie melken wollte und seinen Stall leer vorfand, rannte er schreiend in die Küche zu seiner Frau: „Die Kuh ist weg, die Kuh ist weg!“ Da machten sich beide auf die Suche. Schliesslich fanden sie die Kuh auf dem Heuboden und rätselten noch lange, wie das Tier dort hinaufgekommen war – und wie sie es wieder herunterholen könnten.

Einmal verfrachteten Nachtbuben auch seine *Mischtbäne* auf's Dach; voll beladen stand sie oben!

Früher wurde sehr viel *zläidgwèrchet und enand de Grind verschlage* im Dorf. Auch mit den Schwerzenbachern und den Maurmern gab es ständig Reibereien.

Nach 1921 hörte das schlagartig auf: ganz Fällanden stand unter Schock nach dem Unglück mit Werner Wegmann. Der war mit anderen jungen Männern in einer mond hellen Februarnacht beim *Fäischterle*. Dem Stiefbruder der umworbenen jungen Frau passte das gar nicht. Wütend packte er seine Schrotflinte, ging hinaus auf die Laube und schoss in die Luft. Dabei wurde sein bester Freund, der 23-jährige Briefträger Wegmann, getroffen und verlor das Augenlicht.

Fällandere

Im 17./18. Jahrhundert war das ein sehr grosses Problem. Das war eine schlimme Zeit. Zum Glück sind neue Generationen herangewachsen. Heute hat es an Bedeutung verloren. Früher haben Männer und auch Frauen wenig gearbeitet und immer nur vergorenen Most *gsoffe*. In jedem Bauernhof stand im Keller eine Trotte mit den mächtigen Mahlsteinen und daneben ein grosses Fass, in dem man den Most vergären liess. Es gab sehr viele Hochstämme mit Streuler-Birnen, die waren sehr süss und ergaben beim Mosten einen entsprechend hohen Alkoholgehalt. Diese Bäume wurden fast alle umgelegt, die letzten bei der Güterzusammenlegung.

Meine eigene *Moschti han i zämebänglet*, das reut mich heute; sie wäre ein interessantes Zeugnis früherer Zeiten.

Mir wurde erzählt, dass viele Bauern, wenn sie um halb vier Uhr morgens mähen gingen, eine halbe Tause Most mitnahmen für 5–8 Personen. Man kann sich vorstellen, wie viel da noch gemäht wurde!

Oder beim *Gmäinwèrch* im Wald, zu dem wir Bauern aufgeboten wurden: da wurde literweise Most getrunken. Ich war halt beim Blaukreuz, Mutter gab mir Tee mit (Süssmost gab es damals noch kaum), und ich wurde immer ausgelacht deswegen. Einer – ich will seinen Namen nicht nennen, er hatte immer eine blaue Nase – sagte zu mir: „Du mit deinem Tee, du bekommst ja noch blaue Därme davon!“ Ich gab zurück: „Lieber blaue Därme als eine blaue Nase!“ Das „wie du“ konnte ich mir gerade noch verklemmen; trotzdem bekam ich noch lang seinen Zorn zu spüren.

Reben gab es auch, zum Beispiel im *Neuhus* und unterhalb der *Halde*. Wenn die Trauben reiften, wurden Tücher gespannt und auf Spatzen geschossen. In einem schönen Jahr war der Wein passabel, sonst aber sauer. Das *Fällandere* bezog sich aber ausschliesslich auf's *Möschtle*.

Es gab viele *Möschtler*, die hatten alles verloren und tauchten als Landstreicher bei den Bauern auf und bettelten. Sie lebten nur von Most und Brot. Einer pflegte zu sagen:

All mein Silber und mein Gold
ist den Hals hinunter g'rollt.

Der Begriff *fällandere* war weitherum bekannt, und bei Vereins-Treffen im Bezirk und darüber hinaus werden wir manchmal immer noch gehänselt deswegen, so letzthin beim Bezirks-Sängerfest in Egg.

Die Fällander waren richtige Festbrüder und hatten einen sehr starken Zusammenhalt. Das war die positive Seite, und auch das war weitherum bekannt: Man trifft oft Leute aus umliegenden Gemeinden, die erinnern sich mit glänzenden Augen an Fällander Feste. Bei jeder Gelegenheit wurde ausgiebig, manchmal tagelang gefeiert, im Wirtshaus oder zuhause, bei *Stubete* – da wurde halt oft einmal zu viel angestossen.

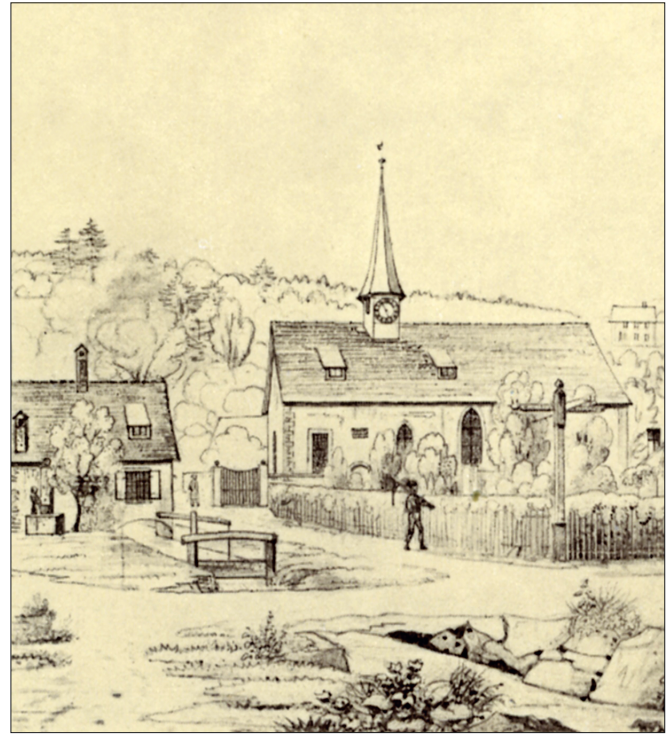
Chefihüüsli

Im *Chefihüüsli* hinter dem Schulhaus wurden meist Betrunkene eingesperrt und ausgenüchtert. Wenn ein Landstreicher, so ein *Moschtbrüeder* nicht mehr gerade gehen konnte und in einem Graben gefun-

den wurde, musste der Dorfpolizist ihn holen und einsperren. Am nächsten Morgen brachte er ihm einen *Zmorge* und liess ihn wieder laufen. Im Winter musste der Polizist das *Chefihüüsli* heizen. Wir Kinder wussten immer genau, wann wieder einer im *Chefihüüsli* war. Es war uns zwar strikte verboten, durch das kleine Fenster hineinzuschauen, aber an dieses Verbot hielten wir uns natürlich nicht, der *Gwunder* war zu gross. Einmal sah ich von meinem Fenster aus, wie ein Gefangener die Tür aufsprengte, sich rasch umsah und dann wie *s Bisiwätter* den Berg hinaufrannte und verschwand.

Dorfplatz

Als ich zur Schule ging, sah der Dorfplatz noch fast aus wie auf der Zeichnung (Abbildung 29). Nur die Zehntenscheune, die neben dem Pfarrhaus gestanden hatte, war abgebrochen worden und durch das Schulhaus ersetzt, das heute *s alt Schuelhuus* heisst. 1839 wurde es eingeweiht mit einem grossen Fest. Das machte den Fälländern so Eindruck, dass sie es 1841 gleich nochmals einweiheten! Der Dorfbach war damals noch offen. Bei Gewittern trat er oft über die Ufer und richtete Schaden an. Hier oben wurde er leicht gestaut durch eine Schwelle, weiter unten noch an zwei, drei Orten. Wenn es brannte, konnte die Feuerwehr hier Wasser entnehmen; Hydranten gab es damals noch keine. Ich erinnere mich gut an ein besonders starkes Gewitter, im Sommer 1916 war das, da ging ich noch zur Schule. Äste und Baumstrünke, die der Bach vom Tobel her mitriss, verstopften die Schwelle. Das Wasser strömte über den Dorfplatz, gegen Dübendorf und gegen Maur. Da wurde Sturm geläutet, die Feuerwehrmänner versuchten den



*Abbildung 32
Mit der Schwelle konnte der Dorfbach bei einer Feuersbrunst aufgestaut und als Wasserbezugsort gebraucht werden. Im kleinen Gebäude neben der Kirche befand sich eine Schmiede. (Zeichnung Salomon Corrodi, 1827)*

Schwellladen mit der Spindel anzuheben, aber es gelang ihnen nicht. Da holten sie im alten Schulhaus den grossen Feuerhaken und drückten den Laden mit Wucht ein, so dass das Wasser wieder ablaufen konnte. Wir Schüler hatten natürlich viel Spass beim Zuschauen und beim Herumtoben in den Pfützen! Bevor uns die Lehrer Stutz und Hofmann wieder ins Schulhaus liessen, mussten wir unsere Beine und Füsse waschen im Brunnen.

Albert Zollinger

19. Dezember 1924



Mein Vater Albert (1898–1979) wuchs im Zollinger-Haus auf (Maurstrasse 24), hinter der Sennhütte. Nach der Heirat mit Klara Trüb wohnte er im Trüb-Haus an der Schwerzenbachstrasse 21.

Das Haus hatte zwei Stuben, eine Küche, fünf Schlafzimmer und zwei WC. Ein Bad wurde erst später eingerichtet; wir 'erbt' die Badewanne aus dem Lehrerhaus an der Maurstrasse. Eine der Stuben war die 'schöne', die nur für Gäste genutzt wurde, bei festlichen Gelegenheiten. In diesem Haus wohnten drei Generationen: die Grosseltern Trüb, zwei Tanten, die später heirateten, meine Eltern und ich mit meinen drei Geschwistern – eine grosse Sippe. Zusammen mit meinen eigenen Kindern waren es um 1960 sogar vier Generationen. So lernt man Rücksicht nehmen: eine Einzeltanne auf einer Jura-Weide kann sich ungehindert entfalten und ihre Äste ausbreiten, im Wald hingegen stehen die Tannen nah beieinander und müssen sich anpassen an die umstehenden Bäume!

*Abbildung 33
Geburtshaus von Albert Zollinger
Schwerzenbachstrasse 21, bei der
Bushaltestelle Gemeindehaus.*

Grossmutter Trüb hatte noch einen Webstuhl im Keller. Als die Seidenweberei Zeller & Co eröffnet wurde, stellte sie ihn in den Estrich und ging in der Fabrik arbeiten.

Meine Frau, Margrit Allemann, ist in Münchenstein BL aufgewachsen. Als junges Mädchen kam sie als Haushalthilfe nach Schwerzenbach. Sie wusste vor Antritt der Stelle nicht, dass ihre Arbeitgeber Bauern waren, aber sie war begeistert von der Arbeit auf dem Bauernhof. Wir lernten uns kennen an einem Fest der Musikgesellschaft Fällanden, aber wir mussten noch lang warten, bis wir ans Heiraten denken konnten (1950). Frau Zollinger: „Wenn ich auf dem



Runkelfeld bei der Glatt arbeitete, sahen wir uns manchmal über die Glatt hinweg, das war schön.“

Meine grosse Leidenschaft war immer das Obst. Ich hatte einen Baumgarten im *Rüebli*. Im Strickhof liess ich mich zum Baumwärter ausbilden und gab dort später meine Kenntnisse als Lehrer weiter. 1961 übernahm ich den Bauernbetrieb. Als der Verkehr so zunahm auf der Schwerzenbachstrasse, dass wir kaum mehr manövrieren konnten mit den Gefährten, siedelte ich 1971 um nach Ottikon und kaufte dort eine landwirtschaftliche Siedlung mit Viehzucht, Acker- und Obstbau. Zu meiner Zeit gab es 44 Milchbauern in Fällanden, heute noch einen einzigen.

Schule

An den ersten Schultag erinnere ich mich, wie wenn es gestern gewesen wäre. Ich war ein kleiner *Spränzel*, mein Nachbar Emil Bodmer war breitschultrig und einen Kopf grösser. Zusammen gingen wir stolz zum Schulhaus mit unserem *Fääl-Schuelertheek*. Beim Dorfplatz hörten wir Lärm und Geschrei: das waren die Bengler Schüler. Vor allem Hans Wettstein tat sich hervor mit lautem Freuden-Geheul. Er war stämmig und *gmögig*, genannt *de Tampfi*.

Lehrer Hofmann, bei dem schon meine Mutter zur Schule gegangen war, führte die unteren vier Klassen (insgesamt etwa 40 Kinder). Einen Kindergarten gab es noch nicht: Wir kamen 'unzivilisiert' in die Schule, waren auch schüchterner als heutige Kinder. Lehrer Hofmann setzte den Wandtafelschwamm vielseitig ein, auch mal um einem Kind das Gesicht zu putzen oder sogar um Boden und Bank zu trock-

nen, wenn ein Kind sich in die Hosen machte. Einmal ermahnte er einen Schüler, weil sein Gesicht so schmutzig war. Am Nachmittag tauchte der auf mit feuerrotem Gesicht: er habe es mit Sigolin geputzt!

In der 5. Klasse war ich bei Lehrer Keller. Den hatte ich gern, er war ein *Gmögiger*. Keller wohnte in Zürich und hatte nur ein Zimmer in Fällanden. Eines Tages ging er zwischen den Pulten hindurch, die Hände in den Westentaschen. Plötzlich löste sich ein Schuss! Zum Glück wurde niemand verletzt, der Schuss landete in der Decke. Wir Kinder erfuhren erst im Nachhinein, dass der Lehrer sich einen Revolver angeschafft hatte, weil er sich nachts, auf seinen regelmässigen Gängen nach Zürich, fürchtete im dunklen Sägglenholz. Offenbar hatte er den Revolver in seiner Westentasche vergessen. Keller

wurde nach einem Jahr ausgewechselt, was ich bedauerte.



Abbildung 34
Auch wenn Lehrer Keller kein Revolverheld war, hat er gewisse Ähnlichkeit mit dem Kinohelden 007. Ausschnitt aus der Klassenfoto.

Schulreisen waren immer etwas ganz Besonderes. Auf die grossen Reisen gingen jeweilen alle vier Klassen zusammen, begleitet von einigen Eltern. Es wurde immer viel gesungen, auf dem Rütli vor allem patriotische Lieder z.B. *s Schwiizerländli*.

Ich ging nicht gern zur Schule, ich hatte keine Freude daran und war immer froh, wenn es Ferien gab. Ich kam aber ohne Wiederholen durch.

Jungschütze Zollinger

Damals gab es auch in Dübendorf ein Knabenschiessen, jeweils an einem Samstag im Herbst. Die Fällander Knaben durften ab 6. Klasse daran teilnehmen. Im Schützenhaus Fällanden wurden sie instruiert. Geschossen wurde mit Langgewehren. Alle warnten mich, so ein *Spränzel* wie ich werde vom Rückschlag einen Meter nach hinten geschleudert. Ich meisterte es aber gut, und das Schiessen machte mir Freude. 1937 erhielt ich als Zehnter sogar eine Ehrenmeldung, die ich heute noch besitze.

Strassenwärter Trüb

Grossvater Trüb war ein tüchtiger Bauer mit kleinem *Häimetli*, 6 Kühen und manchmal einem Ochsen. Vom Kanton erhielt er die Stelle als Strassenwärter. Zuständig war er für die Dübendorfer- und die Maurstrasse, bis zur Dorfgrenze und vom Dorfplatz bis zur Glatt-Brücke. Im Dorf waren die Strassen teils geteert, bei der Kirche gepflästert, weil man fand, bergauf könnten die Pferde auf *Psetzistäi* besser gehen. Dort musste Herr Trüb wischen. Die Naturstrassen dagegen gaben viel mehr Arbeit. Vor allem nach Regengüssen galt es all die Schlaglöcher aufzufüllen mit einem Gemisch aus Kies und Lehm, das er über den Strassenaufseher beziehen konnte. Im Herbst musste er die breiten Grasränder abstecken. Man fand, er könne die Wasen gut brauchen, um die nassen Löcher zu stopfen auf dem schlech-

ten Meliorationsland, das man ihm zugeteilt hatte! Noch bevor ich 10 war, musste ich meinem Grossvater jeden Samstag helfen bei der Arbeit: den Karren stossen, mit dem *Schorri* Kuhdreck abkratzen, was mir den Übernamen *Schäberli* einbrachte.

Besondere Ereignisse

Wenn der Greifensee gefroren war, herrschte Feststimmung. 1928 war ein besonders strenger Winter. Ein kleiner Flieger landete auf dem Eis, von Dübendorf her. Da strömten so viele Neugierige herbei, dass sich Wasser auf dem Eis bildete. Noch rechtzeitig wurden alle ans Ufer geschickt, und der Flieger konnte wieder starten.

1. August: Wir Kinder erhielten einen freien Nachmittag, um Holz zu suchen. Der Holzstoss wurde bei der *Zäigerstüüd* aufgebaut (Weggabelung im Rank der Bergstrasse). Wir machten jedes Jahr auch eine Sammlung, um Feuerwerk kaufen zu können. In einer kleinen Wohnung in der Milchhütte wohnte Salomon Weber, ein Witwer, der manchmal in den Kleidern seiner verstorbenen Frau umherlief: mit Rock, Spitzenunterrock, Sametkappli und Tabakspfeife. Salomon war eine Art Einsiedler, ein Original, aber er konnte gut mit Kindern umgehen. Er half uns jeweilen beim Aufsichten des Holzes. Als es in einem nassen Sommer einfach nicht gelingen wollte, den Holzstoss anzuzünden, erhielt Salomon das ganze Holz.

Glockenaufzug (13. Aug. 1933): Wir Kinder durften die Glocken aufziehen, an einem langen Seil von der Kirche bis zum «Kreuz». Anschliessend gab es ein Fest. Jedes Kind erhielt etwas zu trinken und ein

Stück Torte, spendiert von Konditor Kipfer (*Chüechliwirtschaft* im Hauptbahnhof Zürich), der ein Wochenendhaus hatte im *Rohrspitz* (heute Nathan).

Unglücksfall: Grossmanns in der Benglen besaßen ein Flobertgewehr, und immer am Samstag durften die Buben damit schießen. Einmal war Res Schwander früh mit dem Essen fertig und begann draussen zu schießen. Da kam plötzlich Hans *Tampfi* Wettstein um eine Hausecke gerannt und wurde mitten ins Herz getroffen. Er machte noch ein paar Schritte und fiel tot um. Das war ein trauriges Erlebnis für die ganze Schule und für das ganze Dorf, ein tiefer Eindruck, der allen in Erinnerung blieb. Bei der Beerdigung waren natürlich alle dabei, alle Mitschüler und alle Dorfbewohner, ein langer Trauerzug. Res Schwander hatte es ja nicht absichtlich getan. Er wurde gesucht und lang nicht gefunden, er hatte sich verkrochen in der Scheune, im Heu. Es war das traurigste Erlebnis, das wir hatten in der Schule. (August 1937).

Der zweite Weltkrieg

Einquartierung

Etwa 150 Mann waren im Dorf einquartiert, hauptsächlich im «Sternen» und in der «Sonne». Die Säle wurden mit Stroh ausgelegt, jeder Soldat erhielt zwei Wolldecken, um sich gegen das Stechen des Strohs und die Kälte zu schützen. Die Gemeinde musste ein Lokal für die Mannschaftsküche zur Verfügung stellen: ein Anbau hinter der «Sonne» diente dazu. Wir Kinder gingen oft mit *Chübeli* in die Soldatenküche, wo wir Suppe erhielten, wenn noch welche übrig war.

Die Offiziere versuchten bei Privaten unterzukommen. Für Pferde wurden Schöpfe requiriert, auch bei uns. Maschinen und Wagen wurden ins Freie gestellt und die Schöpfe mit *Plampe* (waagrechte Hölzer, an der Decke aufgehängt) in Pferdeboxen unterteilt. Die Büros wurden in der Schule eingerichtet, so gut es ging: der Unterricht musste ja weitergehen. Auch ein Krankenzimmer musste die Gemeinde zur Verfügung stellen.

Militärische Bauten

Direkt an der Strasse nach Schwerzenbach wurden 1940 ein Unterstand und weiter in der Wiese ein Bunker gebaut, sowie Kabelgräben bis zur Glattbrücke. Diese war mit einer Sprengladung versehen. Die Ortswehr, bestehend aus nicht Diensttauglichen, wurde instruiert, wie die Brücke von den Bunkern aus zu sprengen sei.

Rationierung

In jeder Gemeinde gab es eine Ackerbaustelle, die jedem zuteilte, wie viel Land er ackern musste (Plan Wahlen). Der Leiter der Fälländer Stelle, Walter Wettstein, genannt Rotschnauz, nahm es sehr genau, mass alles mit seinem Gehilfen nach und liess keinen 'Sünder' laufen.

Ernst Zollinger hatte ein paar Aren zu wenig Ackerland. Als Strafe musste er mehrere Zentner Heu abliefern. Später erfuhr er, dass sein Heu den Tieren im Zürcher Zoo verfüttert worden war!

Jedes Huhn wurde gezählt und die mögliche Eierzahl berechnet. Man musste die Anzahl Säue angeben und konnte, je nach Grösse der Familie, nur eine metzgen. Nie haben wir selber ein Kalb gemetzget, der Grossvater hielt sich streng an die Vorschriften.

Verdunkelung

Im VOLG gab es ein zähes Material zwischen Stoff und Papier zu kaufen für die Verdunkelungsvorhänge. Nachts konnten wir das Licht nur in den beiden verdunkelten Zimmern benützen. Vor allem gegen den Schluss des Krieges wurde die Verdunkelung streng überwacht, als Nacht für Nacht die Bombergeschwader mit ihrem unheimlichen Gebrumm über das Land flogen.

Rekrutenschule 1944

Ich war ein begeisterter Rekrut: so etwas Rassiges, Exaktes, etwas leisten, das gefiel mir. Ich war Infanteriekanonier in Chur. In jenem März hatte es viel Schnee, und der Exerzierplatz im Rossboden war weit weg. Wir Rekruten wurden sehr rau behandelt, teils auch mit Ohrfeigen traktiert.

Amerikanische Bomber

Als ich in der Schule war, gab es oft Fliegeralarm, aber in Fällanden hatte es keine Luftschutzkeller. Wir wussten nicht recht was tun – sich ducken, unter die Pulte kriechen? Über 100 «Fliegende Festungen» landeten in Dübendorf, von Schweizer Jagdflugzeugen eingewiesen. Einer der grossen Bomber war schon angeschossen und die Steuerung funktionierte nicht mehr. Alle Besatzungsmitglieder sprangen mit dem Fallschirm hinaus, dann wurde das Flugzeug abgeschossen und zerschellte bei Illnau. Das war eindrücklich, diese schweren Flieger mit ihrem tiefen Brummen.

Im Greifensee, beim Ausfluss der Glatt, waren die Zielscheiben für die Flugzeuge und Türme für die Beobachter. Einmal waren wir an der Arbeit auf unserem Land in der Halde, wo wir immer zuschauen

konnten, wie die Flieger übten. Da kam es zu einem Unfall: ein Doppeldecker-Flugzeug – unten der Pilot, oben der Schütze – war am Üben, als plötzlich ein anderes Flugzeug von Greifensee her kam. Es versuchte auszuweichen und flog unter dem Doppeldecker hindurch, berührte aber dessen Fahrwerk und der Doppeldecker stürzte ab hinter der Scheune von *Gushti* Schmid: die Nase bohrte sich in den Boden, der Schütze wurde mit dem Fallschirm hinausgeschleudert und überlebte, der Pilot starb.

Miggel Wettstein erzählte mir, 1944 sei ein angeschossenes Flugzeug von Witikon her gekommen. Die Mannschaft sprang ab mit dem Fallschirm, einer wurde bei der *Kaserne* tot aufgefunden. Sein Fallschirm hatte sich nicht geöffnet und er war kopfvoran auf eine Wäschestange gestürzt. Der Pilot, an einem Arm schwer verletzt, vermochte das Flugzeug gerade noch in den Greifensee zu steuern er wurde gerettet.

Viele Väter waren im Dienst, teils hatten sie über 1000 Dienstage. Die Frauen und die alten Leute mussten die Arbeit erledigen, und die Kinder mussten viel helfen. Deshalb gab es auch Heu-, Emd- und Herbstferien – das war dann wieder schön für jene Kinder, die nicht gern zur Schule gingen!

Sängghlenhölzli

Ich war dabei, als im Winter 1943/44 das Korporationsholz in der Sängghlen gerodet wurde. Die Wurzeln wurden in Fallrichtung abgestochen und dann mit einer riesigen Seilwinde herausgerissen. Die Stöcke mussten weg, weil aus dem Wald im Rahmen der Anbauschlacht Ackerland werden sollte

(Sängglenhof). Als Ersatz wurden Waldwiesen im Geissberg aufgeforstet.

Ich arbeitete an der Seilwinde und musste dafür sorgen, dass sich das Kabel nicht verhedderte beim Aufrollen. Jeden Abend wurden 3–4 Fuhrwerke Stöcke an die Bauern verteilt zum Verbrennen. Die Stämme wurden als Bauholz verkauft.

Melioration

Ziel der Melioration war, das unproduktive, stark zerstückelte Land in Kulturland umzuwandeln. Sie wurde 1939 beschlossen und 1945 ausgeführt. Das Geometerbüro Gossweiler, Dübendorf, hatte den Auftrag, den alten Bestand aufzunehmen. Die Schwierigkeit war, dass es im ganzen Ried keine Marchsteine gab, bloss Holzpfähle, die nach ein paar Jahren verfault waren. Nach der Schule arbeitete ich zwei Jahre als Vermessungsgehilfe. Der ausführende Geometer, Heinrich Müller, hetzte mich mit dem Dreibeingestell erbarmungslos von einem Punkt zum andern durch das sumpfige Gelände.

Jeder Grundbesitzer konnte die Pläne des alten Bestandes einsehen und bei Bedarf Einsprache erheben, wenn zum Beispiel eines der 100 m langen und 3–4 m breiten Grundstücke, so genannte Hosenträger, vergessen worden war. Nach der Einsprachefrist wurde das Drainagenetz ausgesteckt.

Grossvater Trüb hatte einen kleinen Hof und erhielt dafür einen grossen Anteil Meliorationsland, 3 ha schlimmstes nasses Land im Sinnenried beim Zilbach. Wiesland hatte er fast keines. Die Melioration führte ohnehin zu viel Unmut und Streitereien, da jeder fand, er sei schlecht weggekommen.



Abbildung 35

Über Generationen wurden die Grundstücke immer weiter aufgeteilt, bis sie so schmal waren, so genannte Hosenträger, dass sie nicht mehr vernünftig bewirtschaftet werden konnten.

Alter Bestand vor der Güterzusammenlegung, um 1940.
(1:10'000, 1mm = 10 m)

Die Melioration war auch ein Arbeitsbeschaffungs-Programm: arbeitslose Metzger, Schreiner, Zimmerleute, Maler mussten die Drainage-Gräben ausheben, alles von Hand, eine schwere Arbeit. Wenn man mit dem Drainagespaten ein Loch machte, füllte es sich sofort bis zum Rand mit Wasser. Zuerst mussten im Abstand von etwa 25 m die Hauptleitungen und anschliessend die seitlichen Einläufe, die so genannten Sauger erstellt werden. Die 30 cm langen Drainage-Röhrchen ($\varnothing$ 6–10 cm) wurden auf lange Stangen aufgesteckt und zu den Gräben getragen, ein Befahren des Bodens war nicht möglich.



Abbildung 36

Die Draineure, die nach dem 1. Weltkrieg die Riedwiesen östlich der Schwerzenbachstrasse drainiert haben, präsentieren alle Gerätschaften, die sie für die Arbeit brauchten. Zur Gruppe gehören auch vier Fällander: Stehend von rechts Christian Augsburger (mit Legehaken), Albert Zollinger (Vater des Erzählers), Alfred Wettstein, Gimpers, beim Schützenhaus und Walter Wettstein, genannt Rotschnauz, dritter von links.

Nach den Drainagearbeiten liess man das Land mehr als ein Jahr ruhen, dabei senkte sich der Boden bis zu einem Meter. Das Material für die vielen neuen Wege stammte aus einer Kiesgrube in Dübendorf, wobei Hunderte von Kubikmetern Kies in Rollwagen – gezogen von einer Diesellok – an den Rand des Sinnenrieds transportiert wurden, auf eigens dafür verlegten Gleisen längs der Glatt.

Für das erste Pflügen wurde ein spezieller Raupen-traktor eingesetzt (Abbildung 37). Niemand hätte geglaubt, dass man mit dieser tonnenschweren Maschine über den fast schwimmenden Streuwäsen fahren könne. An manchen Stellen musste der Maschinist zügig fahren, damit er nicht einsank. Passierte es trotzdem, mussten wir in mühsamer Arbeit Balken und Bretter unterlegen, um das Ge-

fährt wieder flott zu machen. An den Traktor wurde an einer Kette ein Schwedenpflug angehängt, ebenfalls gesteuert von einem Mann. Ich selber ging mit vier bis fünf Kollegen hinter dem Pflug her. Wir hatten die Aufgabe, mit einem Karst die 60–70 cm breiten Furchen festzuhalten oder wenn nötig mit einem Heumesser nachzuschneiden, sonst wären sie gleich wieder zurück gekippt. Das war eine sehr strenge Arbeit!

Wir arbeiteten zu einem Stundenlohn von einem Franken und waren abends nicht nur todmüde, sondern auch von Kopf bis Fuss voll *Turpedräck*. Ich hatte mich von Emil Bodmer dazu bewegen lassen, bei den Drainagearbeiten auch mitzuhelfen; ich war aber immer noch so ein *Spränzel*, dass mein Spaten kaum in den Boden eindrang, wenn ich darauf stand, während der kräftige Bodmer mühelos Löcher aushob.

Beim Pflügen mit Pferden sanken diese manchmal bis zum Bauch ein, aber niemals brach sich ein Tier ein Bein. Wir säten anfänglich noch von Hand, später mit einer Sämaschine, die an einem 10 m langen Drahtseil nachgezogen wurde, damit der Fuhrmann den nassen Stellen ausweichen konnte. Um das Gebiet trocken zu halten, mussten in den folgenden Jahren immer wieder Nachdrainagen erstellt werden.

Der meliorierte Boden war besonders für Hackfrüchte geeignet. Einmal bauten wir 1ha Kartoffeln an. Überall hatte es noch Staudenwurzeln und verfilzten Streuwäsen. Schon im Februar fingen wir an mit der Vorbereitung des Bodens, zogen eine 200m lange Furche, aber der Pflug machte nur einen *Chräbel im Wase*. Von Hand setzten wir die Kartoffeln und



Abbildung 37
1942 wurden die entwässerten Riedwiesen erstmals gepflügt. Dabei setzte man einen Raupentraktor ein, mit geringem Bodendruck. Der an einer Kette nachgezogene Schwedenpflug musste ebenfalls von einem Maschinisten gesteuert werden.

deckten jeden einzelnen mit einem Wasenstück und etwas Mist zu. Ein riesiger Aufwand, der sich aber lohnte: es gab wunderbare Kartoffeln, ohne jegliche Schädlinge oder Schorf! Sie kamen wie gewaschen

aus der Erde. Der Boden wäre auch ideal gewesen für Tabakanbau, aber weil in unserer Familie alles Nichtraucher waren, verzichteten wir darauf. Obwohl uns jedermann abriet, Luzerne anzupflanzen, gedieh diese im trockenen Sommer 1947 ausgezeichnet. Ja, wenn wir auf dem 200 m langen Stück am einen Ende mit Grasen fertig waren, war sie am andern schon wieder nachgewachsen.

Sinnenried

Unterhalb der grossen Eiche, wo der Zilbach fast rechtwinklig Richtung Dübendorf abbog, lag immer Wasser, dort hatte es ein Erlenwäldchen mit vielen Vögeln: Zaunkönig, Distelfink, Kuckuck, Sperber, Rohrdommel, Eule, Bussard, Feldlerche, Wiedehopf, Fasan. Es war ein fast unberührtes Naturparadies.

Das Wasser des Zilbachs verteilte sich im ganzen Ried, auch bei Hochwasser nach einem Gewitter. Nur kleinere Gräben mündeten in die Glatt. Der Streuschnitt erfolgte einmal jährlich im September. Auf einem mit alten Ziegeln befestigten Karrenweg brachte man die Streue mit Karretten bis zu einem festen *Bödeli* und führte sie dann mit einem Wagen ab.

Der *Resiweier* (Kiessammler) wurde erst im Zusammenhang mit der Melioration gebaut, wobei der begradigte, tiefer liegende Zilbach als Vorfluter für die Drainagen dient.

Im 1. Weltkrieg war das Riedland für viele Bauern Brennstofflieferant. Die gestochenen *Turpe* wurden *uufgstöcklet* und später in den Torfhütten, die nur mit Dachlatten eingekleidet waren, nachgetrocknet. Auch nach dem Krieg wurde noch vereinzelt Torf

gestochen. Mit der Zeit verlandeten die Torflöcher, mit Kanonenputzern und Schwertlilien. Andere Besitzer füllten sie mit Schutt und Abfall; z.B. Sattler Göggel mit Polsternägeln, die später beim Ackern zu Tausenden wieder zum Vorschein kamen. Auswärtige Froschfänger, ausgerüstet mit Rucksack, Büchsen und Kescher, fingen Wasserfrösche in den Gräben, schnitten ihnen die Beine ab und warfen den Körper ins Wasser zurück. Das soll eine Delikatesse sein!

Wir Buben waren im Ried zuhause, da konnten wir unsere Energie ablassen und niemand störte uns. Einmal kam auch ein Mädchen mit. Beim Sprung über einen Graben landete es kopfüber im Schlamm und wir mussten es an den Beinen herausziehen.

Der Heimweg führte immer über den *Brättliwääg*, den wir selber mit 4–5 m langen Schwartenbrettern angelegt hatten, um die nassen Stellen passieren zu können. Hei, wie das seitlich wegspritzte, wenn wir darüber rannten! Wir kamen jedesmal nass und dreckig nach Hause, aber der Spass war grösser als der Tadel nachher. Ich bekam nie eine Ohrfeige, die Mutter schaute mich jeweils nur an, dann wusste ich genau, was das zu bedeuten hatte.

Einmal fiel einer in einen Graben und starrte vor Dreck. Da zogen wir uns alle aus, hängten die Kleider an einen Holderbusch und sonnten uns nackt auf dem Dach einer *Turpehütte*. Aber als ich sah, dass meine Mutter sich auf dem Velo näherte – wohl um mich zu suchen – zogen wir uns blitzschnell wieder an.

Im Herbst stauten wir die kleinen Gräben, die in die Glatt flossen, mit *Graaspösche* auf. Das Wasser, das

sich sammelte, war nicht tief und gefror schnell zu einer tragfähigen Eisschicht. Der Greifensee war nur alle paar Jahre zugefroren, aber auf diese Weise hatten wir jeden Winter ein Eisfeld. Wir Knaben spielten vor allem Hockey, manchmal ging es sehr *ruuch* zu und her. Aber es machte Spass. Einmal



Abbildung 38

Der blinde Werner Wegmann bei der Gartenarbeit. Es ist für Sehende unvorstellbar, wie ein Blinder mit Schaufel und Pickel einen Graben ausheben kann.

brach Otti Robmann bis zum Bauch im Eis ein und musste nachher völlig durchnässt vom unteren Sinnenried nach Hause rennen.

Werner Wegmann

Jakob Wegmann, unser Nachbar, war Wagner. Oft sahen wir zu, wie die Räder bei Schmied Attinger mit Eisenreifen beschlagen wurden. Der ganze Reifen war rotglühend, sicher drei Mann mussten gleichzeitig mit schweren Hämmern das Eisen aufs Rad hämmern, ein eindruckliches Schauspiel.

Sohn Werner ging einmal mit einer Gruppe junger Männer – mein Vater war auch dabei – *go fäischterle*, das heisst, sie zogen den Häusern nach, wo Mädchen wohnten. Ein Bauer ärgerte sich über den Lärm und schoss mit der Schrotflinte von seiner Laube hinab. Er traf Werner ins Gesicht, worauf dieser das Augenlicht verlor.

Zuerst betätigte sich Werner in der Wagnerei, musste dann aber damit aufhören. Sein Vater starb bald. Werner half seiner Mutter mit kleinen Arbeiten wie *Bürdeli und Schiitli* machen. Seine Mutter war lungenkrank und brauchte bald eine Haushalthilfe. Als die Mutter nach längerer Leidenszeit starb, heiratete Werner die Haushalthilfe, die mutig und tüchtig war. Sie begannen mit Seife zu hausieren. Werner ging mit einer Nachbarin auf Verkaufs-Tour: Velo-mechaniker Blättler an der Dübendorfstrasse hatte für sie zwei Velos so mit einer 'Brücke' verbunden, dass die Nachbarin steuern und der blinde Werner mitfahren konnte.

Später richteten Werner und seine Frau ein Villars-Lädeli ein im Erdgeschoss ihres Hauses. Dort konnte man alles kaufen, es lief recht gut, obwohl es teurer war als der VOLG. Vielleicht kamen einige Kunden auch aus Erbarmen. Einen Kühlraum gab es nicht, die Würste hingen zur Kühlung vor dem Fenster. Beeindruckend war, wie sicher sich Werner Wegmann im Dorf zu bewegen wusste. Mit seinem Stock erkannte er jeden Stein. Und beim Holz spalten verletzte er sich nie!

Freie Evangelische Gemeinde FEG

Etwa um 1860 gab es in Fällanden einen Dorfschmied, Kaspar Bodmer, das war ein gläubiger Mann. Der brachte eine Gruppe junger Männer zusammen, die traf sich einmal wöchentlich, wohl am Wochenende, um in der Bibel zu lesen und Gebetsstunde zu halten. Bald wurden sie spöttisch *Stündeler* genannt. Alle waren aber auch treue Kirchgänger und Mitglieder der Reformierten Kirche. Die Gruppe wuchs, auch Frauen begannen sich dafür zu interessieren und es wurden gemischte Versammlungen abgehalten. In der Stube meines Elternhauses an der Schwerzenbachstrasse fand eine der ersten solchen Zusammenkünfte von zwanzig bis dreissig Personen statt. Anfänglich bildeten gut ein Dutzend Familien die Freie Gemeinde Fällanden.

Mit der Zeit kam der Wunsch nach einem eigenen Lokal auf, und bald auch das Verlangen nach einem eigenen Prediger, zumal die freisinnig denkenden Pfarrer der tiefen Frömmigkeit der Gemeinschaft nicht zu genügen vermochten. Sie würden mehr Theorie als Praxis verkünden! So lautete die Kritik.

Durch Eigenleistung und eigene finanzielle Mittel kam der Kapellenbau an der Wigartenstrasse zu Stande, wo fortan einmal im Monat am Sonntagvormittag Gottesdienst abgehalten wurde. An den anderen Sonntagen traf man sich jeweils nachmittags um zwei, um die Kirche nicht zu konkurrenzieren. Bald merkten aber mehr und mehr Mitglieder, dass ihnen der regelmässige Besuch aller Anlässe in Kirche und Gemeinschaft zu viel wurde, und man fing an, jeden Sonntagmorgen nur mehr im eigenen Rahmen zusammenzukommen. Dadurch kam es zu Spannungen mit kirchlichen Kreisen. Es gab aber auch Leute wie Bachofen *Schaaggi*, die in FEG und Kirche sehr aktiv waren: er war es, der für ein neues Geläute im Kirchturm besorgt war.

Während vieler Jahre dienten Laienprediger als Wortverkünder, wie Bauer Pfister *Schang*, der dort wohnte, wo heute die Metalldruckerei Wegmann steht. Etwa um 1930 tat sich Fällanden mit den Freien Gemeinden von Wallisellen und Rüti zusammen, um einen eigenen Pfarrer anzustellen. Der predigte jeden Sonntag an den drei Orten, unterrichtete die Jugendlichen und nahm an den Sitzungen der drei Gemeindevorsteherschaften teil: ein viel beschäftigter Mann! Dabei mussten die Predigerlöhne bescheiden bleiben. Mit 800 Franken hatte eine vierköpfige Familie auszukommen, ergänzt dann und wann durch persönliche Gaben an Obst und Gemüse aus bäuerlichen Haushalten.

Die meisten FEG-Mitglieder bezahlen die offizielle Kirchensteuer, zusätzlich zu den freiwilligen Beiträgen an die Freikirche. Die Freien Gemeinden leben von den Eigenmitteln, sie erhalten keine Beiträge von der öffentlichen Hand.

*Abbildung 39
Das Versammlungslokal der
FEG an der Wigartenstrasse,
im Volksmund Kapelle
genannt, wurde 1982 ab-
gerissen und durch einen
Neubau ersetzt.*



In der Lehre ist man einmütig. Zentraler Gedanke ist das Glaubensbekenntnis. Die Bibel gilt 'ohne Wenn und Aber' als Gottes Wort, und ein persönlicher Glaube ist Bedingung für die Mitgliedschaft. Sozusagen sichtbares Zeichen der Freien Gemeinde ist die Glaubenstaufe anstelle der Kindertaufe. Während die Kleinkinder eingesegnet und dem göttlichen Schutz anbefohlen werden, können die Heranwachsenden ab fünfzehn selber entscheiden, ob sie sich taufen lassen und so der Glaubensgemeinschaft angehören wollen.

<i>aatäigge</i>	anzetteln	<i>Öigli</i>	Äuglein
<i>aazündt</i>	gehänselt	<i>plampen</i>	herunterhängen
<i>Abtritt</i>	Plumpsklo	<i>pring</i>	schmächtig
<i>Balaari</i>	Rausch	<i>Psetzi</i>	Strassenpflasterung
<i>Bale</i>	Verschlussladen	<i>Püürschtli</i>	Bursche
<i>Biiswind</i>	kalter Nordwind	<i>Rossbole</i>	Pferdeäpfel
<i>Blätz</i>	Stück Land	<i>Rüebli-RS</i>	Haushaltungskurs
<i>Bürdeli</i>	Feuerholzbündel	<i>ruuch</i>	rau / grob
<i>Chabis</i>	Weisskohl	<i>Schiisswindle</i>	Scheisswindeln
<i>Chalbernuggi</i>	Saughilfe für Kälber	<i>Schiitli</i>	Holzsehit
<i>Chängel</i>	Wasserrinne	<i>Schore</i>	Kratzeisen
<i>cheere</i>	wenden	<i>Schuelertheek</i>	Schultasche
<i>Chefihüüsli</i>	Arrestzelle	<i>schüüli</i>	sehr / schrecklich
<i>Chräbel</i>	Kratzwunde	<i>Silväschter</i>	Langschläfer
<i>Chränzli</i>	Vereinsanlass	<i>Spöiz</i>	Spucke
<i>Chröömer</i>	Krämer	<i>Spränzel</i>	magerer Bursche
<i>Fäderewage</i>	gefederte Kutsche	<i>Sprützehüüsli</i>	Feuerwehrgerätelokal
<i>fäischerle</i>	fensterln	<i>Stöör</i>	Auswärtsarbeit
<i>Fandaa</i>	Fendant	<i>Sträiffig</i>	leichter Schlaganfall
<i>gfuerwèrchet</i>	mit Fuhrwerk gearbeitet	<i>strodle</i>	sieden / wallen
<i>glaferet</i>	albern geredet	<i>Stubete</i>	geselliges Beisammensein
<i>Gmäinwèrch</i>	Waldgenossenschaft	<i>täferet</i>	getäfelt
<i>gmögig</i>	beliebt	<i>Tause</i>	Rückentraggefäss
<i>Graaspösche</i>	Grasbüschel	<i>Tolgge</i>	Tintenklecks
<i>Gwèerb</i>	Landwirtschaftsbetrieb	<i>Tööpe</i>	Tatzen, Schläge auf die Hand
<i>Gwunder</i>	Neugier	<i>Trääsch</i>	Trester
<i>Hèrdöpfle</i>	Kartoffeln ernten	<i>Truese</i>	Bodensatz / Hefepilz
<i>Häimetli</i>	kleiner Bauernhof	<i>trüle</i>	im Rausch schwanken
<i>Häizi</i>	Reisigbündel/Feuerholz	<i>Turpelöcher</i>	offene Torfstiche
<i>iignaa</i>	Geld eingenommen	<i>Tüürlistriichi</i>	Fasskitt
<i>iigsalze</i>	gepökelt	<i>uufgstöcklet</i>	aufeinander geschichtet
<i>Läberli</i>	Leber	<i>verfötzet</i>	zerfetzt
<i>Misääre</i>	Elend	<i>verlumppe</i>	bankrott gehen
<i>Mischtbäne</i>	Mistkarrette	<i>verrätsche</i>	verpetzen
<i>Moschti</i>	Mostpresse	<i>Wase</i>	Wiesland
<i>naadisnaa</i>	nach und nach	<i>Weckgleser</i>	Einmachgläser
<i>Nèèrössli</i>	Nähmaschine	<i>Wiirz</i>	Wirsing
<i>Näppel</i>	Napoleon d'or/Goldmünze	<i>zämebängle</i>	zusammenschlagen
<i>Neegerli</i>	Opferkasse für Mission	<i>Zäigerstüüd</i>	Wegweiser
<i>nöimöödig</i>	neumodisch	<i>Zigerli</i>	getrocknete Tresterstücke
<i>Obecholrèèbli</i>	Kohlrabi	<i>zläidwèrche</i>	jemanden schädigen

Abbildungen

- 1 Foto E. Attinger, Pfaffhausen
- 2 Archiv IGFG
- 3 Archiv IGFG
- 4 Familienbesitz
- 5 Foto H.U. Kaul, Fällanden
- 6 Familienbesitz
- 7 Archiv IGFG
- 8 Foto H.U. Kaul, Fällanden
- 9 Archiv IGFG
- 10 Foto E. Attinger, Pfaffhausen
- 11 Archiv IGFG
- 12 Foto E. Attinger, Pfaffhausen
- 13 Archiv IGFG
- 14 Familienbesitz
- 15 Archiv IGFG
- 16 Archiv IGFG
- 17 Familienbesitz
- 18 Foto Kant. Tiefbauamt, Zürich, Juni 1967
- 19 aus: Chronik Kanton Zürich, 1961; Bosch-Verlag
- 20 aus: Chronik Kanton Zürich, 1961; Bosch-Verlag
- 21 Privatbesitz
- 22 Foto E. Attinger, Pfaffhausen
- 23 Archiv IGFG
- 24 Foto Walti Pfister, Fällanden; Archiv IGFG
- 25 Archiv IGFG
- 26 Familienbesitz
- 27 Familienbesitz
- 28 Familienbesitz
- 29 Foto H.U. Kaul, Fällanden
- 30 Foto Hch. Irminger, Pfaffhausen
- 31 Foto Kant. Tiefbauamt, Zürich, 24.8.1966
- 32 Archiv IGFG, Original reformierte Kirchgemeinde
- 33 Familienbesitz
- 34 Archiv IGFG
- 35 Archiv IGFG
- 36 Privatbesitz
- 37 Familienbesitz
- 38 Privatbesitz
- 39 Archiv IGFG

Porträts

- | | |
|---|--|
| <ol style="list-style-type: none"> S 4 S 10 S 16 S 22 S 34 S 44 S 48 S 56 S 62 U 1 U 4 | <ol style="list-style-type: none"> Foto H.U. Kaul, Fällanden Foto H.U. Kaul, Fällanden Foto E. Sutter, Fällanden Foto O. Maurer, Fällanden Foto H.U. Kaul, Fällanden Foto O. Maurer, Fällanden Familienbesitz Foto Hch. Irminger, Pfaffhausen Foto H.U. Kaul, Fällanden Foto Kant. Hochbauamt, Zürich, 24.4.1922 Flugaufnahme Walter Mittelholzer, 1923 |
|---|--|

Quellen

Einzigste Quellen, die wir für dieses Neujahrsblatt benützt haben, sind die Tonaufnahmen der verschiedenen Interviews:

Ernst Attinger	März 2010
Paul Blättler	Mai 2007
Marthi Dunkel	März 2007
Hans Fischer	Februar 2007 Oktober 2008
Elsa Gubelmann-Zollinger	Dezember 2007
Max Maurer	Juni 2007
Willi Maurer	Dezember 2009
Fritz Müller	März 1982
Albert Zollinger	Februar 2010

Literatur

Gallmann, Heinz: Zürichdeutsches Wörterbuch
Verlag Neue Zürcher Zeitung 2009

Dank

Wir danken allen Erzählerinnen und Erzählern, dass sie uns an ihren sehr persönlichen Erinnerungen teilhaben lassen.

Danken möchten wir auch der Gemeinde Fällanden für die finanzielle Unterstützung.

Früher erschienene Neujahrsblätter der IGFG

- 1995 200 Jahre Feuerwehr Fällanden
- 1997 Wirtschaften der Gemeinde Fällanden
- 1999 Geschichte der drei Poststellen
- 2001 Ein fotografischer Vergleich 1900–2000
- 2003 Fälländer Schul-Geschichte(n)
- 2005 Orts-, Flur- und Strassennamen
- 2007 100 Jahre «Zwicky-Fabrik» in Fällanden
- 2009 Pfaffhauser Bilderbogen

Aufruf

Die IGFG unterhält ein eigenes Archiv und eine Sammlung von Gegenständen. Sollten Sie oder jemand von Ihren (weggezogenen) Verwandten und Bekannten alte Fotografien, Ansichtskarten, Bilder, Dokumente oder Gegenstände unserer Gemeinde besitzen, wären wir Ihnen sehr dankbar, wenn wir diese kopieren, fotografieren oder zur Aufbewahrung übernehmen dürften. Besten Dank.

